

604680 UE - Gruppenpsychologie
Dr. Ali Al-Roubaie
WS 2001/02

Pökl, Mag. Margarete, 7300178

Thema:

Studien zu Raum und Zeit im Mittelalter und in der Gegenwart (ein Vergleich)



Inhalt:

1. Einleitung	3
2. Überlegungen zum Begriff Raum	4
3. Raum im Mittelalter	6
4. Raum in der Neuzeit	12
5. Überlegungen zum Begriff Zeit	17
6. Zeit im Mittelalter	18
7. Zeit in der Neuzeit	21
8. Montaillou und Traismauer – ein Vergleich	25
8.1. Montaillou	25
8.1.1 Raum in Montaillou	26
8.1.2 Zeit in Montaillou	28
8.2. Traismauer	31
8.2.1 Raum in Traismauer	31
8.2.2 Zeit in Traismauer	35
9. Abschließende Überlegungen zu Raum und Zeit	38
Literaturverzeichnis	45

1. Einleitung

Über den historischen Bedeutungswandel von Raum und Zeit gibt es eine Fülle von Literatur. Man geht davon aus, dass die Einheit von Raum und Zeit im Mittelalter und in den traditionell agrarischen Gesellschaften der Neuzeit durch die allmähliche Dominanz der linearen Zeit gegenüber der zyklischen Zeit zerstört wurde. Das führte zum Zerfall des gelebten Raumes, der nun nicht mehr überwiegend durch das natürliche Umfeld mit seinen Ressourcen und jahreszeitlichen Abfolgen bestimmt wurde, sondern durch die lineare Uhrzeit, nach der sich die abfolgenden menschlichen Handlungen orientierten. Raum und Zeit verloren in der modernen Gesellschaft den Bezug zu konkreten Zusammenhängen, sie gewannen abstrakten Charakter. Der Mensch operierte nunmehr ohne Mühe mit Zeitbegriffen, konnte die Zukunft voraussehen, seine Tätigkeiten vorausplanen und die Vergangenheit erkennen. Der Raumbegriff unterlag der zunehmenden Verdichtung durch die steigende Geschwindigkeit der Transportmittel. Das moderne Tempo, das die Begriffe von Raum und Zeit zusammenführte, hatte schon im 19. Jahrhundert mit der Inbetriebnahme der ersten Eisenbahnen eine ungeheure Wirkung auf die Wahrnehmungsmechanismen der Menschen. Die Fahrt mit der Bahn half nicht nur, in kurzer Zeit weite Entfernungen zu überbrücken, sondern sie verwandelte auch das bisherige Raumbewusstsein der Menschen.

In dieser Arbeit vergleiche ich Aspekte der Raumwahrnehmung bzw. des Raumerlebens und Aspekte der Zeitwahrnehmung bzw. des Zeiterlebens in Mittelalter und Neuzeit. Im Anschluss an den ersten, eher theoretischen Teil habe ich im zweiten Teil der Arbeit diesen Vergleich auch an einem konkreten Beispiel versucht und das Dorf Montailou, als Repräsentanten für das Mittelalter, der Kleinstadt Traismauer, als Repräsentanten für die Neuzeit, gegenübergestellt. Ich bin mir jedoch bewusst, dass es im Rahmen einer Seminararbeit kaum möglich ist, das Thema Raum und Zeit in Mittelalter und Neuzeit wirklich erschöpfend zu behandeln, deshalb habe ich mich letztlich auf eine streiflichtartige Zusammenschau beschränken müssen.

2. Überlegungen zum Begriff Raum

Im Alltag denken wir meist an den mathematischen Raum, den in seinen drei Dimensionen nach Metern und Zentimetern ausmessbaren Raum, wenn wir von „Raum“ sprechen. Dabei wird uns aber nur selten bewusst, „dass dies nur ein bestimmter Aspekt des Raums ist und dass der konkrete, im Leben unmittelbar erfahrene Raum keineswegs mit diesem abstrakten mathematischen Raum zusammenfällt“ (Bollnow, 1963, S 16). Wodurch unterscheiden sich diese beiden Räume nun voneinander?

Der mathematische Raum ist gekennzeichnet durch seine Homogenität, d.h. kein Punkt in ihm ist vor den anderen Punkten ausgezeichnet. Der mathematische Raum hat keinen natürlichen Koordinaten-Mittelpunkt, man kann durch eine einfache Koordinaten-Verschiebung jeden beliebigen Punkt zum Koordinaten-Mittelpunkt machen. In diesem Raum ist aber auch keine Richtung vor der anderen ausgezeichnet, denn durch eine einfache Drehung kann man jede beliebige Richtung im Raum zur Koordinaten-Achse machen. Der mathematische Raum ist somit in sich ungegliedert, durch und durch gleichmäßig und erstreckt sich nach allen Seiten in die Unendlichkeit.

Der erlebte Raum dagegen, den man, wie Bollnow vorschlägt, besser als „gelebten Raum“ bezeichnen sollte, ist der Raum, in dem der Mensch lebt und mit dem er lebt; es handelt sich also „um den Raum als Medium menschlichen Lebens“ (Bollnow, 1963, S 18). Dieser Raum hat einen Mittelpunkt, der durch den Ort des erlebenden Menschen gegeben ist. Es gibt ein Achsensystem, das mit dem menschlichen Körper und seiner aufrechten, der Schwerkraft entgegengestellten Haltung zusammenfällt. Gegenden und Orte in ihm sind qualitativ unterschiedlich. Auf ihren Beziehungen baut sich eine reiche inhaltliche Gliederung des erlebten Raumes auf, für die es im mathematischen Raum nichts Analoges gibt. Von einem Bereich zum anderen gibt es nicht nur fließende Übergänge, sondern auch scharf ausgeprägte Grenzen, d.h. der erlebte Raum weist ausgesprochene Unstetigkeiten auf. Der erlebte Raum ist zunächst als ein abgeschlossener endlicher Raum gegeben und erweitert sich erst durch spätere Erfahrungen des Menschen zur unendlichen Weite. Der erlebte Raum

ist kein wertneutraler Bereich: Er ist durch Lebensbeziehungen auf den Menschen bezogen und er ist der Bereich des menschlichen Verhaltens. Jeder Ort im erlebten Raum hat seine Bedeutung für den Menschen. Der erlebte Raum ist keine vom konkreten Bezug zum Menschen losgelöste Wirklichkeit. Raum ist nicht nur für verschiedene Menschen verschieden, sondern er verändert sich auch für den Einzelnen je nach seiner jeweiligen Verfassung und Gestimmtheit. In seinem Leben ist der Mensch immer und notwendig durch sein Verhalten zu einem umgebenden Raum bestimmt.

Dem Grimmschen Wörterbuch zufolge ist das Wort „Raum“ in seiner ursprünglichen Bedeutung ein „uralter Ausdruck der Ansiedler [...] der zunächst die Handlung des Rodens und Freimachens einer Wildnis für einen Siedelplatz bezeichnete [...] dann den so gewonnenen Siedelplatz selbst“¹. Nach Kluge entstand das Wort „Raum“ aus einem gemeingermanischen Adjektiv im Sinn von geräumig, das in seinen frühen Abwandlungen soviel wie „freier Platz, Lagerplatz, Sitzplatz, Bett“² bedeutete. Dazu meint Bollnow: „In schon etwas erweitertem Bedeutungsumfang bezeichnet auch hier der Raum einen Hohlraum, der den Menschen bergend aufnimmt und in dem er sich frei bewegen kann und der als solcher gegen etwas anderes, das ihn umgibt, das aber nicht als Raum bezeichnet wird, abgegrenzt wird. Ein Gefühlston des Bergenden scheint dabei überall mitzuschwingen“ (Bollnow, 1963, S 33). Raum ist immer freier Raum für irgendetwas, vor allem für eine Bewegung, und er endet dort, wo die Dinge eine weitere Bewegung verhindern. Raum ist immer etwas Konkretes, Situationsbedingtes. „Und wenn man auch im übertragenen Sinn eine Situation als beengend empfindet, so steht dahinter [...] ebenfalls das ursprüngliche Verständnis eines mangelnden Bewegungsraums“ (Bollnow, 1963, S 34). In allen diesen Fällen ist Raum nicht „das dreidimensionale unendliche, alles umgreifende Kontinuum, sondern er ist bezogen auf ein Leben, das sich in ihm entfaltet. Raum gibt es nur in Bezug auf eine als lebendig begriffene Bewegung“ (Bollnow, 1963, S 34). Der Wandel des Begriffs Raum zeigt sich z.B. bei Schiller, wo es heißt: „Raum für alle hat die Erde“³. Raum bedeutet jetzt in einem allgemeinen Sinn „Lebensraum“, d.h. die

¹ Grimm, J. & Grimm, W. (1854ff.): Deutsches Wörterbuch. Leipzig.

² Kluge, F. (1934): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. Auflage, bearb. v. A. Götze. Berlin/Leipzig.

³ Schiller, F.: Der Alpenjäger, I 108.

Möglichkeit zur Entfaltung menschlichen Lebens. Damit hat sich der Raumbegriff erweitert: Er hat die Vorstellung mehr oder weniger beengender Schranken verloren, was sich auch in unseren heutigen Bezeichnungen „Luftraum“ oder „Weltraum“ spiegelt.

3. Raum im Mittelalter

Aufgrund der biologischen Kontinuität haben die Menschen des Mittelalters den Raum bestimmt nicht anders wahrgenommen als wir. Die mit der Perzeption verbundenen Konnotationen waren aber anders, daher wurden bei der Schilderung des Raumes andere Schwerpunkte gesetzt.

Die mittelalterliche Raumauffassung war um einiges unpräziser als die der jüngeren Neuzeit mit ihrer mathematischen Geometrie und ihren physikalisch genormten Maßen. Welt, Über- und Unterwelt berührten einander. Für die meisten Menschen war der sichtbare Himmel die kugelförmige Sphäre, hinter der sogleich der spirituelle Himmel beginnt. Dafür spricht die Tatsache, dass man beim Gebet zum Himmel schaute. Wenn Walther von der Vogelweide meint, es sei eine Sünde, wenn man lieber seine „frôwe“ als den „himel“ oder „himelwagen“ (= Sternbild des Großen Bären) anschau⁴, so wird hier der sichtbare Himmel mit dem Himmel des Glaubens identifiziert. Diese Identifizierung zeigt sich auch daran, dass für beide Räume, also sichtbaren Himmel und spirituellen Himmel in den meisten Sprachen nur ein Wort existiert. Der Zugang zur anderen Welt ist für den mittelalterlichen Menschen direkt von dieser Welt aus möglich, und zwar mittels Pferdes, Schiffes oder sogar Schubkarrens (P. Dinzelbacher, 1993, S 605). Vor allem Vulkane erschienen den Menschen häufig als direkter Eingang zur Hölle.

Im Mittelalter wurde der Raum weder als Abstraktum noch um seiner selbst willen erfasst, sondern nur in seiner Relevanz für den gesellschaftlichen Gebrauch. Daher gibt es auch zwischen Spätantike und Renaissance, also ca. 1000 Jahre lang, so gut wie keine Landschaftsschilderungen in Kunst und Literatur. Für den mittelalterlichen

⁴ L. 54, 1ff., hg. v. K. Lachmann et al. (1965) S 75f.

Menschen ist die Wichtigkeit der realen körperlichen Erfahrung maßgeblich. So wird z.B. in der mittelhochdeutschen Epik der Raum nur dann erwähnt, wenn er im Reiten oder Wandern vergegenwärtigt und erschlossen, d.h. wenn er er-ritten, er-wandert bzw. er-fahren wird. Die Protagonisten bewegen sich dabei bloß von einem Schauplatz zum anderen, ohne dass es zu mehr als einer summarischen Beschreibung der durchzogenen Landschaft käme. Als weiteres Indiz für diese Raumauffassung können die landschaftslosen Landkarten vor dem 15. Jahrhundert gelten.

Der von uns an und für sich als homogen betrachtete Raum wurde im Mittelalter deutlich als in Zonen geteilt erfahren, die unterschiedliche Emotionen auslösten. Wichtig dabei war, ob der Raum dem Menschen durch Rodung, Bebauung bzw. Besiedelung als Nutzraum unterworfen war oder ob er außerhalb seiner Einflussnahme blieb. Das Fremde erschien als das Unheimliche. Dieses wird durch die Benennung eines Raumes gleichsam gebannt. Die Bezeichnung der Siedlungen erfolgte im Mittelalter oft nach dem ersten Besitzer, was auch der Stiftung von Familien- bzw. Sippenidentität dient. Rodung, Bebauung, Besiedelung und Ortsbenennung führen zu einem allmählichen Schrumpfen der *terrae incognitae*, der Wildnis. Nach Unholden und Dämonen benannte Plätze signalisierten Gefahr. Der Urwald, der Europa bis ins Hochmittelalter über weite Strecken bedeckte, galt als Wohnstätte von Drachen, bösen Geistern und zum Tode verurteilter Outlaws. In den Ritterromanen wird vor allem der „wilde Wald“, aber auch das Gebirge, zum Ort der Bewährung, zum „Abenteuerwald“. Eine analoge emotionale Besetzung erhalten diese Gebiete auch in der Lyrik.

Innerhalb der 1000 Jahre, die als Mittelalter zusammengefasst werden ändert sich der Umgang mit räumlichen Vorstellungen jedoch. In den Oberschichten setzt im Hochmittelalter eine Bevorzugung der Vertikale gegenüber der Horizontale ein. Das spiegelt sich nicht nur in der Tatsache, dass zu dieser Zeit viele Adelige ihre Wohnsitze aus der Ebene auf Höhenburgen verlegten, sondern auch in der Höhentendenz der gotischen Baudenkmäler und in der theoretischer Erhöhung der Frau im Minnedienst.

Ältere literarische Texte, wie zum Beispiel das Rolandslied des Pfaffen Konrad (Mitte des 12. Jahrhunderts) ordnen Raum und Zeit dem epischen Geschehen unter. Dies stellt einen bedeutenden Unterschied zu neueren Werken, wie zum Beispiel dem Willehalm des Wolfram von Eschenbach (Anfang 13. Jahrhundert) dar. In den älteren Texten sind Entfernungen und ihre Überwindung nicht von Belang, das räumlich-zeitliche Verhältnis gleichzeitiger Ereignisse an verschiedenen Orten wird für den Leser (oder eigentlich besser formuliert: den Hörer) kaum greifbar. Das Geschehen wird gleichsam in einzelne Bilder parzelliert. In den jüngeren Texten dagegen erscheint der Raum als zusammenhängendes und ausgedehntes Medium, in dem jedes Objekt seine Position in bestimmter Relation zu den anderen Objekten einnimmt, was im Prinzip schon unserem dreidimensionalen Raumkonzept entspricht. Weiters finden sich in jüngeren Texten genaue Zeit- und Ortsangaben, und das Geschehen wird nicht mehr in Einzelbildern beschrieben, sondern komplex verschränkt.

Analoges gilt für die bildende Kunst. Während in der Romanik die Figuren ohne Bezug zum nur angedeuteten Raum flach vor dem Betrachter schweben, so erscheinen in der Gotik die Figuren in einem immer detaillierter wiedergegebenen Raum; sie ordnen sich in eine Landschaft bzw. Architektur ein. Die Darstellung des Nahraumes weicht allmählich zugunsten der Darstellung des Tiefenraumes. Statt flacher, distanzierter Zweidimensionalität wird in die Tiefe führende Dreidimensionalität dargestellt, die beim Betrachter den Eindruck erweckt, er könne sie betreten. Die Einführung der Perspektive nimmt ihren Ausgang von den oberitalienischen Städten, was gewiss kein Zufall ist, denn gerade diese Städte waren auf vielen Gebieten sehr fortschrittlich. Wird der Raum zunächst eher intuitiv perspektivisch organisiert, so wird er bald gleichsam in mathematisch-geometrische Koordinaten eingespannt. Dies spiegelt auch ein neues Verhältnis des Betrachters zum Abgebildeten: Nicht mehr die Bedeutung einer abgebildeten Person bestimmt den Maßstab ihrer Darstellung, sondern das objektive Kriterium ihrer Position im Raum. Durch die perspektivische Darstellung wird größere Wirklichkeitsnähe erreicht. Wenn man sich dazu die größere Realistik der spätmittelalterlichen Dichtung vergegenwärtigt, so scheint dies ein Zug der Zeit gewesen zu sein. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Darstellung von gegenwärtiger und

jenseitiger Welt in den Stundenbüchern des ausgehenden Mittelalters. Die jenseitige Welt, also Himmel vor allem aber Hölle und Fegefeuer, wird noch auf die ältere zweidimensionale Art beschrieben, die diesseitige Welt dagegen wird durchgehend auf moderne dreidimensionale Weise geschildert (P. Dinzelbacher, 1993, S 607).

Wie fast alles andere im mittelalterlichen Leben war auch das Raumempfinden durch standes- und geschlechtsspezifische Schwerpunkte gekennzeichnet. Standesspezifisch geprägte Raumerfahrung zeigt sich z.B. in Nomina wie „Fürst“ (= substantivierter Superlativ von „furi“ = vor) oder „Herzog“ (von althochdeutsch harizogo = der, der das Heer zieht), die ursprünglich den Inhaber der vordersten Stelle im Raum bezeichnen. Die soziale Geltung des Einzelnen bestimmte, wo er sich in Gesellschaft in Bezug zum Höher- oder Höchststrangigen niederlassen durfte. So ist es z.B. im Nibelungenlied nicht statthaft, dass Kriemhild als (vermeintliche) „eigendiu“ vor Brunhild das Münster betreten will. Und auch das Weichbild der mittelalterlichen Städte zeigt die Bedeutung standesspezifischer Raumvorstellungen. Im Unterschied zur Durchmischung in unseren modernen Städten waren im Mittelalter bestimmte Stadtviertel bestimmten Berufsgruppen vorbehalten. Dass sich Prostituierte nur außerhalb des Zentrums und der der Kirche gehörigen Bereiche ihrer Beschäftigung nachgehen durften, soll nur als Detail am Rande erwähnt werden.

Was nun die geschlechtsspezifische Raumerfahrung betrifft, so kann man z.B. venezianischen Rechtsquellen des Spätmittelalters entnehmen, dass Frauen Räume eher von ihrem primären Aufenthaltsort, dem Inneren des Hauses aus beschreiben, Männer dagegen eher vom Haupteingang aus (P. Dinzelbacher, 1993, S 608).

In Kirchen saßen die Frauen auf der linken Seite, der nördlichen bzw. Nachtseite, die als die schlechtere galt, Männer dagegen auf der rechten, der Glücksseite. Diese Bedeutung von rechts und links findet sich übrigens in vielen Kulturen, und interessant ist auch die Tatsache, dass sich diese Sitzordnung in der Kirchen vor allem in kleinen Gemeinden auf dem Land, so z.B. in meiner Heimatstadt Traismauer, bis in unsere Tage erhalten hat.

Räume haben verschiedene Rechtsqualitäten, was im Mittelalter noch ungleich deutlicher ausgeprägter war als heute. Die mittelalterliche Stadt war in viele verschiedene Rechtsbereiche aufgeteilt: Innerhalb der Stadtmauern galt das Stadtrecht, in der Universität das Universitätsrecht, auf dem Markt das Marktrecht, in der Kirche das Kirchenrecht. Domkirche, Wohngebäude des Bischofs, der Kleriker und ihrer Hintersassen bildeten einen eigenen Immunitätsbezirk, das Mundat, in dem die städtische Exekutive nicht tätig werden durfte. Das eigene Haus unterstand dem Recht des Hausherrn und seiner Muntgewalt wiederum unterstanden alle, die sich im Haus befanden. Somit bildete das Haus einen eigenen Sonderrechtsbezirk, dessen Schwelle z.B. in einer landrechtlichen Fehde von der Gewalt des Stadtherrn nicht überschritten werden durfte, vorausgesetzt natürlich letztere wollte rechtmäßig bleiben. Ab dem 14. Jahrhundert werden Räume immer mehr in Bezug auf den öffentlichen Raum bzw. die architektonischen Repräsentanten des Staates beschrieben als aus der unmittelbaren Perspektive des eigenen Hauses. Dinzeltbächer bewertet dies als Zeichen für das Vordringen der Staatlichkeit (P. Dinzeltbächer, 1993, S 608). Daneben lässt sich aber auch eine gegenläufige Tendenz feststellen, nämlich die Entstehung des Privatraumes für den Einzelnen, wie z.B. Privatkanellen in den Kirchen oder Einzelzellen in Klöstern, deren Regel gemeinsames Schlafen vorschreibt. Dies sieht Dinzeltbächer als Indiz des Individualismus der aufkommenden Renaissance an. (Dinzeltbächer, 1993, S 608).

Die mittelalterlichen Raumvorstellungen sind davon geprägt, dass es unterschiedliche Zonen der Heiligkeit gibt. Wegkreuzungen hatten eine unheimliche Konnotation, deshalb wurden an ihnen Kruzifixe oder Bildstöcke aufgestellt, um das Böse zu bannen. Auch Bäume und Quellen galten als Sitze von Feen oder Dämonen, denen man Opfer bringen musste, um ihre Freundschaft zu erwerben oder um sie dem mächtigeren christlichen Gott untertänig zu machen. So wurde die Landschaft ganz bewusst im christlichen Sinn geheiligt: Die Aufstellung von Kreuzen und dergleichen bedeutet die Unterwerfung der Landschaft unter den Christengott. Seit dem Spätmittelalter wurden viele Landschaften mit religiösen Kleindenkmälern wie Kreuzen, Bildstöcken und Martern geradezu überzogen. Es herrschte aber auch die Vorstellung, dass man die Heiligkeit eines Ortes gleichsam mitnehmen könne, das zeigt sich an der Transferierung von Reliquien an andere Stellen. Als weiteres

Beispiel nennt Dinzelbacher den 1277 erbauten Friedhof von Pisa, Campo Santo Monumentale, der sehr viel Erde aus dem Heiligen Land enthalten soll (Dinzelbacher, 1993, S 609). Auf mittelalterlichen Weltkarten liegt Jerusalem im Zentrum – die Orientierung nach der Intensität von Heiligkeit galt also global. Viele Weltkarten zeigen einen ähnlichen Aufbau wie die Weltbeschreibung von Mandeville, einem sehr berühmten Reisebuch des 14. Jahrhunderts. Hier wird die Welt in konzentrischen Kreisen geschildert: In der Mitte liegen die Gebiete der Christenheit, relativ nahe daneben liegt die Orthodoxie (Griechenland), etwas weiter weg die Gebiete der Muslime, noch weiter vom Zentrum entfernt die Gebiete der „Götzenanbeter“ in Asien und am Rand der Welt befinden sich schließlich die Gebiete der Monstren. (Dinzelbacher, 1993, S 611).

Das Zentrum, dessen Wesen es ist zu ruhen, galt als gut und heilig, denn Ruhe im Raum und nicht Bewegung ermöglicht den Aufstieg der Seele. Darum geloben z.B. die Benediktiner das Verbleiben in einem Kloster (= stabilitas loci), deshalb verbieten z.B. die Zisterzienser ihren Mönchen Pilgerfahrten. Mittelalterliche Geistliche predigten vielfach gegen die mobilitas (= körperliche und soziale Beweglichkeit) und Minnesänger priesen die Tugend der staete (= Unwandelbarkeit). Dieses Ideal überholte sich allerdings noch im Mittelalter selbst, als die große religiöse Erneuerungsbewegung des 11. Jahrhunderts von Wanderpredigern ausgelöst wurde. Die Heiligung eines Raumes wird noch intensiver, wenn man einen Kultbau, also eine Kirche oder Kapelle, hier errichtet. Im Mittelalter wurden Kirchen fast immer ummauert bzw. „umfriedet“ (wovon unsere Bezeichnung „Friedhof“ kommt), damit wurde der Platz, auf dem die Kirche stand, zu einem heiligen Raum, der vom „normalen“ Raum abgegrenzt ist. Ebenso trennt die Außenwand der Kirche Heiliges von Profanen. Die Außenwände der mittelalterlichen Kirchenbauten sind mit zahlreichen Gestalten von steinernen Dämonen und Monstren besetzt, um ihre lebendigen Artgenossen fernzuhalten. Der Sakralbau selbst wurde symbolisch gedeutet. Das Gotteshaus musste auf Fels (= supra petram) errichtet werden und wird so zum Gleichnis für die auf dem Apostel Petrus gegründete Kirche. Sein Grundstein musste in den gewachsenen Boden, eine von Menschenhand noch unberührte Schicht Erde, gesetzt werden. Seit dem 4. und 5. Jahrhundert lag der Haupteingang im Westen, die Apsis, die Isidor von Sevilla „imago coeli“ (= Abbild des

Himmels) nennt, im Osten. Im 12. Jahrhundert erklärt Honorius Augustodunensis dies folgendermaßen: „Deswegen werden die Kirchen nach Osten orientiert, wo die Sonne aufgeht, weil in ihnen die Sonne der Gerechtigkeit [Christus] angebetet wird und das Paradies im Osten als unsere Heimat zu bezeichnen ist.“ (Patrologiae cursus completus. Series Latina (PL), 172, 586, zit. nach Dinzelbacher, 1993, S 612). Im Westen geht die Sonne unter, hier befindet sich die Region der Finsternis bzw. des Teufels. Deshalb wurden in der Karolingerzeit oft turmartige Vorkirchen, sogenannte Westwerke an die Kirchen gebaut, die häufig dem heiligen Michael, dem Dämonenkämpfer, geweihte Kapellen enthielten. Im Inneren des Kirchenraumes richtet sich der Blick nach oben, was vor allem in der nach obenstrebenden Bauweise der Gotik zum Ausdruck kommt. Mittelalterliche Kirchen sind meist Längsbauten. Sie sind für die Gläubigen „Ort einer psychischen Bewegung, die von Angst zu Seligkeit, von der Sünde zu Gnade, von der Not zur Fülle führt“ (Dinzelbacher, 1993, S 613). Beim Durchschreiten des Langhauses vom Westen nach Osten und beim Abstieg in die Krypta konnte die abgestufte Sakralität des Raumes konkret und körperlich erfahren werden. Auch die Hierarchisierung des Kirchenbaus spiegelt diese Raumauffassung: Im Sanktuarium, das „heiliger“ als der Chor ist, zelebriert der Priester die Messe. Im Chor, der „heiliger“ als das Hauptschiff ist, sind die Plätze der Mönche. Im am wenigsten „heiligen“ Bereich, dem Hauptschiff, sitzen oder stehen die Laien. Bis zur Spätgotik wurde der Kirchenraum durch Chorschranken oder Lettner in zwei Bereiche für Geweihte und Ungeweihte geteilt. Erst danach gibt es Kirchen ohne Lettner, wodurch eine „demokratischere“ Note zum Ausdruck kommt. Chorschranken sind jedoch bis heute in den Kirchenbauten noch vielfach vorhanden.

4. Raum in der Neuzeit

Die Wahrnehmung äußerer Reize durch die Sinnesorgane beruht auf physiologischen Gegebenheiten. Die Menschen des Mittelalters haben sich wohl kaum von uns unterschieden, weil ja physiologische Konstanz der visuellen Wahrnehmung als gegeben gelten kann. Die bewusste Umsetzung der sensorisch aufgenommenen Impulse erfolgt jedoch entlang mentaler Vorstellungselemente. Das heißt, was nicht vorgestellt werden kann, wird auch nicht wahrgenommen, und hier gibt es gravierende Unterschiede zwischen dem modernen Menschen und dem Menschen

früherer Jahrhunderte. Die Wahrnehmung von Raum durch den Menschen erfolgt auf zweifache Weise: als direkte Wahrnehmung des konkreten Umraumes und als Wahrnehmung des gedachten, abgebildeten und dargestellten Raumes. Wenn man von Raum spricht, muss man unterscheiden zwischen dem Raum als dem abstrakten, physikalischen Raum, den Bloch als „erststabiler Raumkoffer“ bezeichnet⁵, und dem phänomenologischen Raum, dem subjektiv erlebten, dem gelebten Raum. Absoluter Raum, der Abstraktion im Denken erfordert, und konkreter Lebensraum, der in der Neuzeit selbst der Abstraktion unterworfen ist, stehen in einem Spannungsverhältnis zueinander.

Am Beginn der Neuzeit steht die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus, die beispielhaft den Aufbruch in den Raum zeigt und die Symbol für den Geist der Neuzeit wurde. Voraussetzung dafür war der Wandel des Weltbildes vom geozentrischen zum heliozentrischen bzw. die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde, die sich jedoch schon lange vor der Neuzeit entwickelte.

Wesentliche Elemente neuzeitlicher Raumvorstellungen sind die perspektivische Darstellung der Welt und die Entdeckung der Landschaft. Als beispielhaft für die neue Sicht der Landschaft gilt Petrarcas Bericht über die Besteigung des Mont Ventoux im Jahre 1336. Das radikal Neue daran ist der Blick IN die Landschaft, die bewusst wahrnehmende Zuwendung des Subjekts zum es umgebenden Raum, die nicht mehr durch den religiösen Kosmos vermittelt wird. Damit steht Petrarca in unmittelbarer Nachfolge der antiken Landschaftsbeschreibungen z.B. von Plinius. Warum fehlte dieser Blick in die Landschaft ca. 1000 Jahre lang? In den Confessiones des Augustinus lesen wir, dass der in den Raum schweifende Blick Gott vorbehalten ist. Der Blick des Menschen in den Raum dagegen ist sündige Anmaßung, denn er erführt den Menschen zur Sünde. Am Beginn der Neuzeit verliert nun der Blick in die Landschaft allmählich seinen sündhaften Charakter und macht der Neugierde Platz. Dem Blick in den Raum folgt der Aufbruch in den Raum, in eine neue, noch unbekannte Welt.

⁵ Bloch, E. (1978): Experimentum Mundi, Frankfurt, S 107.

In den Stundenbüchern des Spätmittelalters und etwas später in den Renaissancegemälden prägt der Blick über das weite Land den Bildraum, woran man erkennen kann, dass die neue Raumwahrnehmung zunächst in den Städten Einzug gefunden hat. Der Blick auf die Landschaft war aber dem städtischen Adel und in der Folge dem Bürgertum vorbehalten. Die bäuerliche Bevölkerung auf dem Land hat eine rein ökonomische Beziehung zur Landschaft: Wahrnehmung und Erfahrung sind wirtschaftlich dominiert, es geht in erster Linie um die Nutzung des Raumes. Man könnte also sagen: Wenn der Bauer eine Landschaft betrachtet, so nimmt er Felder, Weiden, Brenn- und Bauholz wahr, der Städter dagegen wogende Felder, Blumenwiesen und rauschende Wälder.

Die vielfältigen Bemühungen, den Erdraum zu erkunden, zu vermessen und zu kartographieren lieferten für die damalige Zeit faszinierende Ergebnisse. Allmählich wird ein geschlossener Überblick über den geographischen Raum erzielt, sowohl in abstraktem geometrischen Verhältnis als auch in induktiv phänomenologisch vorgehender Erkenntnisweise. Der großen Neugierde an der Erforschung der neuen Gebiete folgte ein vermehrter Drang, sich diese Gebiete auch anzueignen. Voraussetzung dafür bildete die Vorstellung der zu gewinnenden Reichtümer und die Vorstellung der Weltherrschaft. Ende des 17. Jahrhunderts finden sich Allegorien neu entdeckter geographischer Räume überall in der Kunst: auf Gobelins, Fresken und Gemälden; viele Fürsten legten sich sogenannte „Kunst- und Wunderkammern“ an, in denen Stücke aus den neu entdeckten Gebieten präsentiert werden konnten. Die Allegorisierung des Raumes bereitete die imperialistische Eroberung der Welt vor. Bis ins 18. Jahrhundert hinein war die Welt allerdings noch ein dünn besiedelter Raum, die Menschen waren noch an den Raum gebunden. Das Verhältnis von Stadt- zu Landbevölkerung betrug ungefähr 1:10. Es gab noch wenige städtische Ballungszentren, in denen sich neue Raumvorstellungen wirklich massenhaft entwickeln konnten. Erst Ende des 19. Jahrhunderts ist der Raum der Erde erfasst und die Vorstellung eines zusammenhängenden Raums Welt hergestellt. Das Wissen der Menschen über diesen Raum erweitert sich mit zunehmender Alphabetisierung, Fototechnik und Druck ermöglichen es, dass Bilder von der Welt z.B. durch Zeitungen große Verbreitung finden. Die Überwindung und Besiedelung geographischer Räume bleibt jedoch eine große Herausforderung, da die Transportmittel noch wenig

entwickelt sind. Noch immer herrscht Segelschiffahrt vor, Eisenbahnen sind erst in den Ballungszentren wirklich von Bedeutung und Informationstechnologien, mit denen der Raum später so überzeugend überwunden wird, sind erst marginal vorhanden. Ausbau und Verbesserung der Transportmittel bzw. Beschleunigung des Verkehrs sind gleichzeitig auch Voraussetzung und Ergebnis der Industrialisierung. Zeit wird durch das Kapital zu einer zentralen Kategorie der Ökonomie. Marx bezeichnet die Tendenz, die Zeit gegenüber dem Raum dominieren zu lassen, als Gesetzmäßigkeit des Kapitals: „[...] während das Kapital also einerseits danach streben muss jede örtliche Schranke des Verkehrs i.E. niederzureißen, die ganze Erde als einen Markt zu erobern, strebt es andererseits danach, den Raum zu vernichten durch die Zeit. D.h. die Zeit, die die Bewegung von einem Ort zum anderen kostet, auf ein Minimum zu reduzieren.“⁶

Beschleunigung des Verkehrs ist aber nicht nur eine abstrakte Größe in der industriellen Ökonomie, sondern auch DIE große Faszination. Die Geschwindigkeit, mit der die Züge durch die Landschaft fahren, war mit einem neuen Raumgefühl verbunden: Der Raum wird zum Zwischen-Raum, der nur mehr durchfahren wird. Das Zögern weiter Kreise der Bevölkerung gegenüber der Geschwindigkeit, wie es sich z.B. in Peter Roseggers Erzählung über seine Fahrt mit der Semmering-Bahn spiegelt, wurde als altmodische Haltung verlacht.

Die Gerade beginnt den Raum zu dominieren: Eisenbahnlinien und später Autobahnen verlaufen wenn möglich schnurgerade durch die Landschaft. Die Vorherrschaft gerader Streckenführung beseitigt sowohl Hindernisse für die schnelle Bewegung im Raum als auch die Hindernisse der visuellen Erfassung des Raumes selbst.

Die räumliche Ausformung der Dominanz des Schnellen zeigt sich vor allem in der Architektur der neuen Sachlichkeit und im Funktionalismus des Bauhauses. Geschwindigkeit war der Ausgangspunkt moderner Raumvorstellungen, Funktionalität ist ihr Ergebnis. Dieser Funktionalismus führte zu Zonierung und Standardisierung. Zonen waren auch im Mittelalter festgelegt, es gab heilige und profane Orte, Städte

⁶ Marx, K. (1969): Grundrisse der politischen Ökonomie, Frankfurt, S 438.

und Umland. Heute aber ist die Zonierung umfassend und kann global standardisiert werden. Modernes Raum-Zeit-Regime setzt die Zonierungen durch. Raumplanung und Raumordnungsgesetze vollziehen die Prinzipien der Zonierung. Weltweit werden heute Städte in Funktionsbereiche aufgeteilt: Arbeit, Freizeit, Wohnen und Verkehr werden in getrennten Räumen klar und deutlich voneinander abgegrenzt.

Herrschte am Beginn der Neuzeit die Vorstellung eines unverrückbar objektiv zusammenhängenden Raumes, so bewegen wir uns seit Einstein in einem relativen Zeit-Raum, in dem es verschiedene mögliche und erfahrbare Wirklichkeiten von Raum gibt. Heute gibt es „virtuelle“ Räume. Der Cyberspace ersetzt den erblickten, eroberten und durch die Zeit überwundenen Raum, der in der Geschichte dem Menschen immer als vorgegebene Realität gegenüberstand. Aus der Manipulation des Raumes ergibt sich ein neues Verhältnis zu ihm: „Der Raum, in dem wir unsere Realität erleben, wird zusehends schal, fade und abgenutzt.“ (Brody, 1991, S 91). In den letzten Jahren hat die rasante Entwicklung der Technik die Voraussetzungen für neue räumliche Wahrnehmungsweisen geschaffen. Neue Informations- und Kommunikationstechnologien haben eine umfassende Veränderung unserer Lebenswelten und Wahrnehmungsweisen bewirkt. Durch globale Bildübermittlung ist die gleichzeitige Wahrnehmung verschiedener Räume auf der ganzen Erde möglich geworden. Reproduktion und Produktion von Raum in Bildern kann überall auf der Welt durch Videotechniken und Satelliten erfolgen. Der Film versucht ein dreidimensionales Artefakt von Raum unserer Wahrnehmung des realen Raums adäquat zu machen. Eine mit High-Definition-TV, Holographien, Smell- und Soundscapes angereicherte virtuelle Realität lässt den Menschen in eine Simulation eintauchen, die ihn selbst zum Gegenstand der Simulation zu machen droht.

5. Überlegungen zum Begriff Zeit

Zeit kann man nicht abschreiten, durchmessen oder einzäunen wie den Raum. Die Zeit musste daher immer durch Zeichen wahrgenommen und dargestellt werden, die wiederum gedeutet werden mussten. Da sich niemand ohne mathematisches Vorbild die Zeit als zyklisch oder linear vorstellen kann, wurde Zeit auch in keiner Fröhkultur als Kreise, Linien oder Zahlen dargestellt. Am ehesten als Zeit wahrgenommen wurde „ein unheimliches Oszillieren von Gegensätzen“ (Borst, 1999, S 10) wie z.B. Nacht und Tag, Geburt und Tod, Jugend und Alter.

Je nachdem, von welchem Gesichtspunkt aus man die Stellung des Menschen betrachtet, kommt man zu unterschiedlichen Folgerungen in Bezug auf die Zeit. Betrachtet man die Stellung des Menschen zu Gott, so erscheint die Zeit als von der Ewigkeit her festgelegt, von göttlicher Vorsehung bestimmt, der menschlichen Einflussnahme entzogen und damit letztlich unergründlich. Betrachtet man dagegen die Stellung des Menschen zur Natur, so erscheint die Zeit zwar unergründlich, aber in pragmatischer Annäherung zugänglich und der menschlichen Verständigung dienlich. Betrachtet man schließlich die Stellung des Menschen zu seinesgleichen, so ist die Zeit vorläufig verborgen und von Ignoranz umnebelt, aber durch beharrliche Forschung aufzuklären (Borst, 1999, S 10).

Die innere Uhr des menschlichen Organismus stimmt mit den äußeren Rhythmen in der Natur nicht ganz überein. Gewisse biologische Abläufe können Menschen nicht ganz unterdrücken (z.B. das Schlafbedürfnis), sie können sie aber vorwegnehmen oder hinauszögern, wenn persönliche Zwänge oder gemeinsame Ziele das erfordern. Das bedeutet, dass sich der Mensch bis zu einem gewissen Grad die Zeit zu Eigen machen kann, weil er (als einziges Lebewesen) sie erkennt. Die Zeitmaße jedoch sind nicht beliebig, denn sie sind abhängig von den Bewegungen der Erde, also von natürlichen Abläufen.

6. Zeit im Mittelalter

Das mittelalterliche Europa wurde im Hinblick auf das Phänomen „Zeit“ zunächst von religiösen Einrichtungen geprägt. Das metaphysische Fundament für die christliche Verwaltung der Zeit lieferte Augustinus, für den die Geschichte der Zeit mit der Schöpfungsgeschichte beginnt – und da es vor der Schöpfung nichts gab, was sich hätte bewegen können, gab es vor der Schöpfung auch keine Zeit. Aus diesem Grund begriff Augustinus die Zeit als ein eindimensionales Kontinuum, das einen festen Anfang – die Schöpfungsgeschichte – und ein bestimmtes Ziel – den Jüngsten Tag – hat. Hieraus ließ sich für die folgenden Generationen hervorragend eine quantitative Messung der Zeit ableiten in der Form, dass man die Dauer einer Bewegung mit der Dauer einer anderen verglich, oder mit anderen Worten – relativ und nicht absolut.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen natürlicher Zeit (= astronomisch-physikalische Zeit) und historischer Zeit (= soziale Zeit) war dem Mittelalter bewusst. Er wurde erst durch die Relativitätstheorie in Frage gestellt, derzufolge auch die physikalische Zeit keineswegs für jeden Beobachter gleich abläuft. So unterscheidet etwa Beda im 7. Jahrhundert verschiedene Zeitrechnungen nach der „Natur“ (Sonnenjahr), der „Gewohnheit“ (Monat) und der „Autorität“ (Indiktion, Sonntag)⁷ und Nikolaus d'Oresme im 14. Jahrhundert zwischen einem materiellen Zeitfaktor der Bewegung und einem formalen Faktor der Zeitzählung⁸.

Zeit an sich galt, wie bereits erwähnt, als von Gott bei der Schöpfung erschaffenes Naturphänomen und trug somit sakralen Charakter. Zeit als Veränderung war ein irdisches, dem Sündenfall entwachsenes und an das „saeculum“ (= Welt-Zeit-Raum) geknüpftes Charakteristikum. In der Folge gab es mindestens zwei ontologisch miteinander verknüpfte Zeitebenen: die irdische Zeit, die dem *chronos* der griechischen Kirchenväter entspricht und die Erdenzeit (= *tempus*) ist, und die sakrale Zeit, die dem *kairos* der griechischen Kirchenväter entspricht und die zeitlose Ewigkeit (= *aevum*) ist. Dazwischen liegt die *aeternitas*, die Zeit der Engel und

⁷ Von den Brincken, A. (1983/84): *Hodie tot anni sunt*. In: A. Zimmermann (Hrsg.): *Mensura, Maß, Zahl und Zahlensymbolik im Mittelalter*. Berlin / New York, S 193.

⁸ Sarnowski, J. (1983/84): *Zur Messung von Zeit und Bewegung*. In: A. Zimmermann (Hrsg.): *Mensura, Maß, Zahl und Zahlensymbolik im Mittelalter*. Berlin / New York, S 156.

Heiligen. Sie ist unvorstellbar lang: Ein Tag entspricht nach Gottfried von Viterbo (gest. 1192) hundert Jahren (Dinzelbacher, 1993, S 641).

Nach Augustinus sind Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart gebündelt.⁹ Aristoteles schreibt über die Zeit: „Die Zeit ist das Maß der Bewegung, die sich von einem Vorher zu einem Nachher vollzieht.“¹⁰ Die Zeit ist also messbare Bewegung und schwankt mit der Bewegung. Ihre praktische Umsetzung erfährt die Zeit in der Zeitrechnung, an der das Mittelalter großes Interesse hatte, ja die gesamte Zahlenlehre diente letztlich der Zeitrechnung. In der praktischen Anwendung der Zeitrechnung interessierte jedoch nur der Todestag, nicht aber das Todesjahr eines Heiligen. Die mittelalterliche Geschichtsschreibung lässt einerseits eine wahre Datierungssucht erkennen, die gekennzeichnet war durch das Bedürfnis nach möglichst genauer Verzeitlichung der Ereignisse, andererseits aber auch die Verwendung recht unbestimmter Zeitbegriffe wie z.B. *eo tempore*, *post multum temporis*, etc. (Dinzelbacher, 1993, S 642).

Im Alltag der mittelalterlichen Menschen war das lebenspraktische Verhältnis zur Zeit wichtiger. Das Früh- und Hochmittelalter wird gern als „Zeit der Kirche“ bezeichnet, weil die Zeitrechnung im Dienste des religiösen Lebens stand. Vor allem die Gebetsstunden waren sehr wichtig. Sie wurden in Klöstern und Stiften berechnet und hier mit Sonnen-, Wasser-, Wachs- und Öluhren kontrolliert. Das Kirchenjahr gliederte mit seinen lokal unterschiedlichen Festen den Alltag aller Menschen. Das Gebetsläuten der Kirche bot der Gemeinde zeitliche Orientierung. Das früh- und hochmittelalterliche Zeitverständnis (auch der Kirche) wurde weithin bestimmt von den agrarischen Bedürfnissen und dem natürlichen, zyklischen Rhythmus der Jahreszeiten und des Tagesablaufs. Dazu muss allerdings angemerkt werden, dass Tag und Nacht je nach Jahreszeit unterschiedlich lang waren. Kirchliche Monatskalender symbolisierten die mondstypischen bäuerlichen Arbeiten. Die Nacht galt als die Zeit des Bösen. „Wie den Lebenden der Tag, so gehört die Nacht den Toten“, schreibt Thietmar von Merseburg (Thietmar von Merseburg 1, 12, zit. nach Dinzelbacher, 1993, S 642). Längere Zyklen orientierten sich in der oralen

⁹ Confessiones 11, S 14ff.

¹⁰ Physik 4, 11.

Gesellschaft des Mittelalters eher an Generationen als an Jahreszahlen; Altersbezeichnungen (z.B. puer oder senior) erhielten soziale Inhalte. Die Menschen waren der Zeit gegenüber keineswegs gleichgültig, es fehlte aber ein Bedürfnis nach absoluter Genauigkeit und Gleichmäßigkeit der Zeitmessung sowie nach individueller Kontrolle. Uhren waren daher ein zunächst kirchlicher Luxusgegenstand.

Im Spätmittelalter, das auch oft als „Zeit der Händler“ oder „Zeit der Städte“ bezeichnet wird, kam es ausgehend von den Städten zu einem Wandel im Zeitverständnis. Die Bedürfnisse des städtischen Wirtschaftslebens verlangten nach einer genauen und gleichmäßig messbaren Zeit. In den Städten des 13. Jahrhunderts setzte daher mit der Erfindung der Räderuhr, die zuerst nur die Stunden, später auch die Minuten zählte, ein Prozess der Modernisierung ein. Im 14. Jahrhundert setzten sich die Räderuhren durch und bewirkten den Übergang „von der theologischen zur technologischen Zeit“¹¹. Bald bestimmten Turmuhren überall und von allen feststellbar das städtische Leben, Werkglocken regelten die Arbeitszeit und ab dem 15. Jahrhundert enthalten Ratsprotokolle meist auch genaue Zeitangaben. Damit übernahmen die Kommunen die Kontrolle über die Zeit. Das zeigt, dass das neue Zeitgefühl herrschaftlich (d.h. von den städtischen Obrigkeiten) vorangetrieben wurde, es erfasste aber noch nicht alle Lebensbereiche, denn verschiedene, einander überlagernde Zeitbegriffe existierten weiter nebeneinander.

Die Humanisten betrachten Zeit als höchstes Gut überhaupt, sie erschien ihnen wichtiger als Körper und Seele. So schreibt z.B. Petrarca die Zeit als „eine überaus kostbare, in ihrem Wert kaum abschätzbare Sache“.¹² Diese Anschauung ist jedoch nicht neu, denn schon Bernhard von Clairvaux ist der Ansicht: „Nichts ist wertvoller als die Zeit“.¹³ Neu hingegen sind der materieller Faktor (Zeit ist Geld) und das Bedürfnis nach Genauigkeit der Zeiteinheiten. Die Zeit blieb aber in Verbindung mit den theologischen Vorstellungen Symbol für irdische Vergänglichkeit: Auf vielen

¹¹ Leclercq, J. (1974): Zeiterfahrung und Zeitbegriff im Spätmittelalter. In: A. Zimmermann: Antiqui und Moderni. Berlin / New York, S 16.

¹² Schreiner, K. (1987): Diversitas temporum. In: R. Herzog & R. Kosteleck (Hrsg.): Epochenschwelle und Epochenbewusstsein, München, S 384.

¹³ Gaufridi declamationes ex s. Bernardi sermonibus : Migne PL 184, 465 ; zit. nach Le Goff, J. (1977) : Le temps du travail dans la « crise » du XIVe siècle. In : Le Goff, J. (1977): Pour un autre moyen âge, Paris, S 77.

Bildern erscheint der Tod mit einer Sanduhr in der Hand und mahnt, die Lebenszeit in christlichem Sinn zu nutzen.

7. Zeit in der Neuzeit:

Ab dem 14. Jahrhundert kommt es zu neuen Haltungen gegenüber der Zeit, wobei große regionale Unterschiede feststellbar sind. Das Zeitempfinden in der Stadt und auf dem Land driftet immer mehr auseinander. Im Spätmittelalter waren viele Städter noch Acker- und Viehbesitzer und hatten daher noch Anteil an den natürlichen Zeitzyklen, die auf dem Sonnenstand und Veränderungen in Klima, Pflanzen- und Tierleben basieren. Bis ins 18. und 19. Jahrhundert verschwindet dieses Teilhaben an beiden Welten (Stadt und Land) in mittleren und großen Städten, hier dominiert dann die rein künstliche Gliederung der Uhrenzeit den Tag. Seit der Einführung von Gasbeleuchtung und elektrischem Licht können alle Stunden des Tages gleichwertig zur Arbeit herangezogen werden. Saisonal unterschiedliche Tätigkeiten, die den Jahresablauf auf dem Land markieren, sind in der Stadt auf ein Minimum beschränkt, Sommer und Winter sind hier somit produktionstechnisch gleichwertig. Der in der Agrargesellschaft dominierende Eindruck von der unterschiedlichen Dichte der Zeit (produktionsintensiver Sommer – ruhiger Winter) wird in der städtischen Gesellschaft von chronologischer Monotonie verdrängt. Der überwiegende Anteil der Bevölkerung Europas lebte jedoch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auf dem Land, wo sich die traditionellen Zeitstrukturen, die eher an qualitativen als an quantitativen Unterschieden orientiert sind, viel länger hielten. Auch heute noch besteht in ländlichen Gebieten eine im städtischen Bereich längst aufgegebene Gliederung des Jahres durch Brauchtumstermine wie z.B. Sommernachtsfest oder Raunacht. Dennoch überschichtete das Zeitverständnis der urbanen und industrialisierten Welt allmählich das an die Natur gebundene der Agrarkultur.

Zwei wesentliche Prozesse der Wandlung des Zeitverständnisses der Neuzeit gegenüber dem Mittelalter sind Profanisierung und Subjektivierung. Die Einführung der öffentlichen Uhren an Rathäusern und Stadttürmen bewirkte, dass der Kirche die Kontrolle über die Zeit durch die Laien entzogen wurde. Die Räderuhr wurde als Manifestation einer lebensbestimmenden, jedoch nicht religiösen Macht, nämlich der

Zeit, empfunden, die als abstrakte und daher gern personifizierte Größe langsam auch Eingang in die Alltagssprache fand. Die Rechnung nach Stunden erfasste alle Lebensbereiche, so ist es z.B. in Kochbüchern ab dem 16. Jahrhundert üblich, die Zubereitungszeiten in Minuten anstatt in Gebetslängen anzugeben. Interessant ist aber in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass vor allem in ländlichen Gebieten und besonders von älteren Menschen auch heute noch beim Kochen Gebetslängen als Zeitmaß Verwendung finden, wenn es z.B. heißt, man müsse den Teig drei Ave-Maria lang kneten. Im 17. Jahrhundert ist die Regelung nach Uhrenstunden weitgehend internalisiert, Uhren sind zumindest in der Oberschicht weit verbreitet. Im 19. Jahrhundert wird durch das Eisenbahnwesen die Übereinstimmung der unterschiedlichen Stadtzeiten notwendig, was einen deutlichen Schub der Normierung bedeutet, und schließlich werden Universalzeitkonventionen abgeschlossen. Ein nepalesischer Herrscher, der 1850 England besuchte, meinte dazu: „Sich ankleiden, essen, Verabredungen einhalten, schlafen, aufstehen – alles wird durch die Uhr bestimmt...“¹⁴

Eine bewusst reflektierte Komponente in der Zeiterfahrung der Menschen gibt es erst nach dem Mittelalter, erst in der Neuzeit wird Zeit subjektiv und situationsgebunden unterschiedlich erfasst. Zeit beschäftigte vor allem die Philosophen: So nennt z.B. René Descartes die Zeit „ein in der Seele Seiendes“, für Kant ist sie eines der Apriori, mit denen das erkennende Subjekt die Welt perzipiert, und Fichte meinte, dass jedes Ich seine Eigenzeit habe (Dinzelbacher, 1993, S 651). Die Zeit wird in den Menschen verlegt, dadurch wird sie aus allen metaphysischen Bezügen ausgegliedert und zu einer, wie Kant es formuliert, „reinen Anschauung“. Der Mensch und seine Affekte bestimmen das Tempo und geben die Zeit an, das zeigt sich z.B. in der Musik mit dem Aufkommen des Betonungstaktes anstelle des freischwebenden Mensuraltaktes im 16. Jahrhundert. Die Psychologie unseres Jahrhunderts machte die Subjektivität des Zeitempfindens schließlich zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.

Ein epochentypischer Unterschied zum Mittelalter ist der wahrscheinlich bei jedem modernen Menschen vorhandene Eindruck der Akzelerierung der Zeit. Entwickelte sich dieses Phänomen zunächst unauffällig, so erscheint es ab dem Ende des 18.

¹⁴ Whitrow, G. (1991): Die Erfindung der Zeit, Hamburg, S 251.

Jahrhunderts relativ schnell allgemein präsent geworden zu sein. Dynamik ist damit zu einer Komponente des Zeitbewusstseins geworden. Das heutzutage weitverbreitete Gefühl der Zeitknappheit geht Dinzelbacher zufolge einerseits zurück auf eine immer präziser werdende Messtechnik, andererseits auf die sprunghafte Vervielfältigung der Angebote auf allen Lebensgebieten. Die mechanische Uhr, im 13. Jahrhundert erfunden und bald in allen Städten öffentlicher Zeitmesser, „[...] erlaubte, die Zeit sozusagen in reiner Form zu isolieren, unabhängig vom menschlichen Tun“ (Dinzelbacher, 1993, S. 653). Maßen die ersten Uhren zunächst nur die Stunden, so sind ab ca. 1700 Minutenzeiger bereits Standardausstattung von Taschenuhren. Durch die immer genauere Messung wird die Zeit zu einer bedrängenden Instanz. So empfand dies auch ein französischer Adelige, der Anfang des 17. Jahrhunderts meinte: „Ich möchte keine Uhr haben, deren Zeiger die Sekunden anzeigt; sie hackt uns das Leben zu fein.“¹⁵ In Dichtung und Malerei von Renaissance und Barock wird die Zeit personifiziert und erhält dieselbe Funktion wie im Spätmittelalter der Tod. In der Malerei wird der Tod mit Sense, Sichel, Hacke, jetzt aber auch mit Uhr und Stundenglas dargestellt. Die Uhr wird somit zum Symbol für Vergänglichkeit. Ab ca. 1800 häufen sich die Zeugnisse, nach denen man sich allenthalben der „unglaublichen Schnelligkeit“ bewusst wird, mit der die Zeit verfließt. Jeder kann mit Hilfe der Uhr die immer noch dichter und genauer werdende Strukturierung seines Lebens verfolgen. Vergesslichkeit ist kein Entschuldigungsgrund mehr, seit sich Armbanduhen zunächst als militärische Standardausstattung allgemein verbreiteten. Heute gibt es elektronische Terminkalender und Quarzuhren mit akustischen Signalen, die überall gegenwärtig sind und oft auch als sehr störend empfunden werden. Bereits als Kind wird man an die Außenregelung des Lebens gewöhnt. Waren Uhren in meiner Jugendzeit noch DAS Firmungsgeschenk, so tragen heute schon Kindergartenkinder Armbanduhen, die sie z.B. daran erinnern, wann sie den Fernsehapparat einschalten „müssen“, um eine bestimmte Sendung nicht zu versäumen. Und auch im Sport ist die Zeitmessung nach Hundertstel- und Tausendstelsekunden längst üblich, damit Zeitunterschiede z.B. zwischen Schifahrern, die mit freiem Auge nicht zu erfassen sind, gemessen werden können. Die zweite bereits erwähnte Ursache für heute von vielen Menschen empfundene und beklagte Zeitknappheit ist das Überangebot in nahezu allen

¹⁵ Wendorff, R. (1980): Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewusstseins in Europa. Opladen, S. 248.

Lebensbereichen. Dies wiederum ist eine Folge der immer umfangreicher werdenden Kommunikationsmittel, genauer gesagt der Werbung, die einem immer mehr Alternativen der Lebensgestaltung vor Augen führt, zwischen denen man sich entscheiden „muss“. Viele dieser Angebote sind oft gleich attraktiv, woraus der Wunsch entsteht, möglichst viele auszuprobieren, um anschließend das richtige auswählen zu können. Daraus entsteht der Eindruck der Zeitknappheit.

Ein weiteres Charakteristikum ist die Kommerzialisierung der Zeit, deren Voraussetzung die Profanisierung der Zeit bildete. In den hoch- und spätmittelalterlichen Städten brachte der Aufschwung von Handel und Gewerbe eine grundlegende Änderung der Einstellung zur Zeit mit sich. Die mechanische Uhr mit ihrer genauen Einteilung ermöglicht nicht nur die Zeitmessung, sondern auch die Rationalisierung der Zeit und das Zeitsparen. Zeitliche Präzision als Wert wird von leitenden wirtschaftlichen und staatlichen Institutionen übernommen und als Norm verordnet. Zeitliche Präzision ist in der Gegenwart als Wert des öffentlichen und privaten Lebens internalisiert. Im 17. Jahrhundert wurden Arbeitszeiten durch genaue Pläne festgelegt, deren Einhaltung durch die Arbeiter von Überwachungsorganen kontrolliert wurde¹⁶. Im 18. Jahrhundert wurde die Bezahlung nach Stunden, nicht nach Tagen üblich¹⁷ und Benjamin Franklins Ausspruch: „Remember that time is money“ wurde symptomatischerweise zum Sprichwort. Ein weiterer Schritt zur Kommerzialisierung der Zeit war die Teilung des Jahres in Sommer- und Winterzeit. Der im Arbeitsleben erforderliche ökonomische Umgang mit der Zeit wird heute auch auf die Freizeit übertragen. Gemeinsam mit den unüberschaubaren Möglichkeiten, sie zu gestalten, führt das zur Empfindung selbst von Eigenzeit als etwas Bedrängendem, als Stress.

¹⁶ Dohrn-van-Rossum, G. (1992): Die Geschichte der Stunde, München, S 292.

¹⁷ Ebda., S 289.

8. Montailou und Traismauer – ein Vergleich

8.1. Montailou

Ein sozialgeschichtlich nahezu einzigartiges Dokument über das Leben im Mittelalter stellen die Vernehmungsprotokolle des Bischofs von Pamiers, Jacques Fournier, des späteren Papstes Benedikt XII., aus den Jahren 1318 – 1325 dar, in denen er in seiner Funktion als Inquisitor anlässlich der Untersuchung der Rechtsgläubigkeit der Bewohner des Pyrenäendorfes Montailou, einer Hochburg der Katharer, die Zeugenaussagen der Dorfbewohner festhielt, dar. Zu jener Zeit lag Montailou auf einer von Weideland und Wald umgebenen Hochebene in der Grafschaft Foix in Südfrankreich und hatte ca. 200 bis 250 Einwohner, in der Überzahl Bauern. Das Dorf war terrassenförmig um einen Hügel mit einem Schloss, dessen Ruine heute noch zu sehen ist, angelegt. Die Dorfbewohner betrieben einerseits Ackerbau (angebaut wurden vor allem Hafer, Weizen, Rüben, aber auch Hanf und Flachs), waren andererseits Viehzüchter (neben den üblichen Nutztieren wie Kühen und Schweinen wurden vor allem Schafe gehalten). Die Schafherden wurden von Wanderschäfern in weiten Zügen jedes Jahr auf die Winterweiden bis nach Katalonien gebracht. Wegen des rauen Klimas erzielte die Landwirtschaft in Montailou nur geringe Erträge, und die Menschen waren sehr arm. Landwirtschaftliche Produkte wurden zwar auf dem Markt von Ax-les-Thermes verkauft, jedoch produzierte man in Montailou in erster Linie für den Eigenbedarf. Handwerk gab es kaum. Karren waren nicht vorhanden, auch weitere Wegstrecken wurden per pedes zurückgelegt. Grundnahrungsmittel war Brot aus Weizen- oder Hirsemehl, Hammel- und Schweinefleisch scheinen häufig gegessen worden zu sein. Wahrscheinlich herrschte in Montailou hohe Sterblichkeit, vor allem unter den Kindern. Der Grundherr des Dorfes war der Graf von Foix, der durch den „châtelain“ (= Kastellan bzw. Polizeibevollmächtigter) und den „bayle“ (= Gerichtsbeamter) vertreten wurde. Letzterer zog die Pacht ein und überwachte die Dienste und Abgaben an den Grundherrn. Montailou gehörte zur Diözese Pamiers und musste dem dortigen Bischof den Zehnten abliefern. Seit ca. 1300 galt der ringsum von Wald umschlossene, abgelegene Ort als Zufluchtsstätte der katharischen Häresie, die im übrigen Frankreich schon ungefähr 100 Jahre zuvor ausgerottet worden war.

8.1.1. *Raum in Montailou*

Der Raum an sich interessierte die Bewohner von Montailou wenig, sie operierten bevorzugt mit den Begriffen *corpus* (= Leib) und *domus* (= Haus), sogar wenn sie von Räumen sprachen, von denen ihnen bewusst war, dass sie nicht auf diese Begriffe reduziert werden können, wie z.B. die folgende Aussage eines Dorfbewohners zeigt: „Das Paradies ist größer als ein von Toulouse bis zum Mérens-Pass reichendes Haus.“ (Ladurie, 1980, S 342). Raum wurde als etwas Vorhandenes und Handgreifliches aufgefasst, wobei man sich an die Körperwelt hielt. Als Maßangaben finden sich meist Hand- und Armlängen, für mittlere Entfernungen diente der Armbrustschuss als Maßangabe und weitere Entfernungen wurden in Tagesreisen oder Meilen gemessen, die jedoch noch nicht normiert waren. Auf eine genaue Orientierung wurde in Montailou wenig Wert gelegt. Um sich zurechtzufinden, war man nicht auf die Himmelsrichtungen angewiesen – man ging also nicht nach Norden, Süden, Westen oder Osten, sondern nach Katalonien, ins Tal, auf den Berg, usw. Wenn man jemandem den Weg beschreiben sollte, so tat man dies durch Zuhilfenahme der Orte die daran lagen (Ladurie, 1980, S 343).

Das Heimatland (= *terra*) stellte sich als die Mitte der Welt dar. Der Begriff „*terra*“ bezeichnete einerseits das Lehen des Grundherrn von Montailou, andererseits die engere Heimat der in Montailou lebenden Bauern. Die vorherrschende Produktionsweise war häuslich und die Bauern von Montailou scheinen auch nicht von Landgier besessen gewesen zu sein, „*terra*“ bedeutete daher für diese Menschen nicht „Familienland“, sondern „das Gebiet des Kirchspiels“ bzw. allgemeiner „die Umgebung des Dorfes“ (Ladurie, 1980, S 343).

Die Grafschaft Foix als politische Einheit war jedem gegenwärtig. Noch deutlicher bewusst waren den Leuten die Unterschiede der beiden Teile dieser Einheit: des Oberlandes mit den Zentren Ax und Tarascon, das mit den Katharern sympathisierte und gegen den Zehenten eingestellt war, und des streng katholischen Unterlandes mit dem Mittelpunkt Pamiers. Auch die Grenze zwischen diesen beiden Gebieten war

den Menschen von Montailou bewusst, ebenso wie der Umstand, dass jenseits der Pyrenäen in Katalonien für viele das Land der Freiheit lag.

Die verschiedenen Ortschaften und Gegenden des Oberlandes standen in unterschiedlichen Beziehungen zueinander. Enge Verbindungen gab es zwischen Montailou und dem benachbarten Prades, Eheschließungen zwischen Bewohnern dieser beiden Ortschaften waren an der Tagesordnung. Der Hauptort der Landschaft, Ax-les-Thermes, war das Ziel häufiger Besuche, hier verkauften die Frauen aus Montailou auf dem Markt ihre Produkte, man frequentierte aber auch die dortigen Garnwebereien und Mühlen. Mägde und Erntearbeiter kamen naturgemäß oft weit herum, und auch die Wanderschäfer hatten Beziehungen zu vielen weiter entfernten Orten, was mit dem Herumziehen auf Sommer- und Winterweiden zusammenhängt. Die Wanderschäfer kamen bis nach Katalonien, von den Orten hier sprachen z.B. die Zeugen des Bischof Fournier „so vertraut wie von den Orten ihrer engsten Heimat“ (Ladurie, 1980, S 345).

Als ihre engste Heimat betrachteten die Leute von Montailou das Sabarthès, die Umgebung von Ax und Tarascon bzw. die gebirgige südliche Hälfte der Grafschaft Foix, wie Äußerungen der Dorfbewohner Bischof Fournier gegenüber erkennen lassen. Das Sabarthès unterscheidet sich von den umliegenden Landschaften nicht nur durch gastronomische und andere Idiosynkrasien der „Eingeborenen“, sondern auch durch einen eigentümlichen Dialekt, in dem auch gepredigt wurde und der dazu beitrug, dass die Menschen aus dieser Gegend auch in der Fremde zusammenhielten. Was auch heute noch auf viele Menschen, die Dialekt sprechen, zutrifft, galt auch für Montailou: „Für die feinen Unterschiede zwischen den Mundarten selbst benachbarter Gegenden hatten die von Montailou ein gutes Ohr“ (Ladurie, 1980, S 346). Aufgrund der Tatsache, dass jedes Jahr so viele auf die katalanischen Weiden zogen, wird auch der Einfluss des Katalanischen in Montailou nicht ganz unbedeutend gewesen sein. Die Flüchtlinge aus Montailou gingen nach Katalonien, aber auch weiter bis nach Valencia, Mallorca, in die Lombardei und nach Sizilien. Gewöhnlich brachen die Beziehungen zur alten Heimat nicht ganz ab, und so vermittelten diese Menschen auch den Einfluss ihrer Zufluchtsorte nach Montailou. In der Phantasie der Bewohner von Montailou ist aber auch das Heilige Land

präsent. Es nimmt etwas wunder, dass jeglicher französischer Einfluss in Montaignou zu fehlen scheint. Ladurie schreibt darüber: „Freilich, der Einfluss der Macht des Königs von Frankreich machte sich [...] sogar empfindlich bemerkbar. Aber mit Franzosen im genauen Wortsinn, Leuten also, die nicht die Langue d’oc sprachen, hatte man kaum Bekanntschaft.“ (Ladurie, S 1980, S 347). Dies hängt wohl mit der Religion zusammen, denn die Katharer hatten im Norden bekanntlich so gut wie keine Sympathisanten. In den Münzen war Frankreich jedoch „handgreiflich präsent und sogar willkommen“ (Ladurie, 1980, S 348). Mit ihnen zog die den Bauern zwar noch etwas fremde, den Schafzüchtern aber schon unentbehrlich gewordene Geldwirtschaft allmählich selbst in die abgelegensten Gebirgstäler ein.

8.1.2. *Zeit in Montaignou*

1960 charakterisierte Jacques Le Goff in einem Aufsatz in den Annales die „Zeit der Kirche“ und die „Zeit der Händler“, verglich diese beiden Zeitbegriffe miteinander und wies ihre Unverträglichkeit nach. Wie es aber mit der Zeit der Bauern oder der kleinen Handwerkern ausschaute, erscheint noch weitgehend unerforscht. Einiges Material dazu findet man bei Ladurie, der die Verhältnisse in Montaignou untersuchte. Seinen Forschungen zufolge ging die Zeit der kleinen Leute nur zum Teil in der Zeit der Kirche auf. In den Aussagen der Bewohner von Montaignou finden sich z.B. Angaben wie „die Zeit, die man braucht, zwei Paternoster zu sagen“ (Ladurie, 1980, S 335). Kurze Zeitspannen wurden von den Dorfbewohnern mit mehr oder weniger unbestimmten Begriffen bezeichnet, wie etwa mit einem „kurzen Moment“, einer „kurzen Pause“ oder einer „langen Pause“. Seltener sind Zeitangaben in Begriffen der Bewegung, wie z.B. „die Zeit, in der man eine Meile [...] geht“ (Ladurie, 1980, S 335). Zeitpunkte wurden mit Hinsicht auf die Hauptmahlzeiten, d.h. auf Mittag- oder Abendessen, bestimmt oder vor allem von Priestern und frommen Frauen auf die kanonischen Stunden, wie Terz, None oder Vesper. Die Tageszeiten waren nur sehr unvollständig christianisiert, und es ist auch nur selten die Rede von Kirchenglocken, die den Tag strukturieren. Sie finden nur Erwähnung, wenn sie z.B. zu einem Begräbnis oder bei der Elevation der Hostie während der Messe läuteten. Der Glockenschlag scheint also in Montaignou zur Zeitbestimmung nicht in Frage gekommen sein. Ladurie erklärt das damit, dass in Montaignou Zeit noch nicht Geld

war, d.h. feste Arbeitszeiten waren den Menschen noch fremd, „sie brauchten nicht zu hören, was die Stunde geschlagen hatte, um zu wissen, wann sie fertig waren oder eine Pause machen durften“ (Ladurie, 1980, S 336).

Vor allem die Nacht war nach weltlichen Zeitbegriffen organisiert. Man pflegte z.B. zu sagen: „nach Sonnenuntergang“, „bei Anbruch der Nacht“ oder „in der Stunde des ersten Schlafes“ (Ladurie, 1980, S 336). Die Zeit scheint in Montaillou in einer Art wöchentlichem Rhythmus verlaufen zu sein. Wie man aus den Zeugnissen schließen kann, kamen die Dorfbewohner mit diesem Gliederungsprinzip gut zurecht. Selten nahmen sie die Namen der Kalendermonate oder der Wochentage, mit Ausnahme des Sonntags, in Anspruch. Sehr oft taucht in ihren Zeitangaben dagegen das „halbe Jahr“ auf. Ladurie erklärt dies folgendermaßen: „Das entsprach zumal dem Zeiterlebnis der Wanderschäfer, für die mit den Sommermonaten die Winterweiden in halbjährlichem Rhythmus wechselten“ (Ladurie, 1980, S 337). Man kannte in Montaillou die vier Jahreszeiten, aber ebenso wie die Kalendermonate nannte man sie nur selten beim Namen. Oft wurden Jahreszeiten anhand bestimmter erinnerter Verhältnisse in der Natur bestimmt, wie z.B. „es war um die Zeit, da die Ulmen eben ihre Blätter entfaltet hatten“ (Ladurie, 1980, S 337). Regelmäßig zu bestimmten Jahreszeiten verrichtete Arbeiten boten ebenfalls zuverlässige Anhaltspunkte, was z.B. eine Angabe wie „[...] von der Weinernte [...] bis zum Fest des heiligen Lorenz [...]“ (Ladurie, 1980, S 337) dokumentiert. Oft bezogen die Bewohner von Montaillou ihre Zeitangaben auch auf die Weizen- oder die Rübenernte. Solche am natürlichen Jahresablauf orientierte Zeitangaben sind aber in der Minderheit gegenüber Bezugnahmen auf die Daten des Kirchenjahres. Ging die Tageseinteilung also von profanen Anhaltspunkten aus, so entsprach die gebräuchliche Jahreseinteilung der des Kirchenjahres. Besonders wichtige Feste waren Allerheiligen, Weihnachten und Ostern. Heiligenfeste wurden vor allem im Sommer gefeiert. Das Jahr wurde somit geteilt in eine von Weihnachten bis Pfingsten laufende, Gottvater und Christus geweihte Hälfte und eine Hälfte von Pfingsten bis Allerheiligen, die der Gottesmutter und den Heiligen zugedacht war. „Dabei handelte es sich bei der ersten Hälfte zweifellos um die christlichere von beiden, denn es ist ja bekannt, dass im Kult der Muttergottes und der Heiligen viele heidnische Traditionen fortlebten“, schließt Ladurie (Ladurie, 1980, S 338). An den Festtagen der Heiligen fanden verschiedene

Veranstaltungen statt, in erster Linie Viehmärkte. Alle Kirchenfeste waren in Montaillou Feiertage, an denen die Arbeit ruhte. Während die Bewohner von Montaillou eher vage Zeitangaben verwendeten, drückten die Schreiber der Inquisition dagegen die Zeit in Zahlen aus – sie erweisen sich hiermit bereits als Vertreter der modernen Zeit der exakten Daten. Der Gegensatz zwischen der genau festgestellten Zeit der Schreiber und der verfließenden Zeit der Bauern zeigt sich vor allem dort, wo größere Zeitabschnitte zu bestimmen sind. Während die Schreiber hier exakte Daten angeben, verwenden die Bauern Ausdrücke wie z.B. „es mag gut zwanzig Jahre her sein“ (Ladurie, 1980, S 339). Vergangene Zeit pflegte man in ihrem Verhältnis zu bestimmten, allgemein erinnerlichen Ereignissen zu bestimmen, z.B. „Das war, als die Häretiker in Montaillou tonangebend waren.“ (Ladurie, 1980, S 339). Zeitabschnitte wurden stets gerundet, so war z.B. ein Kind nie sechs oder sieben Monate, sondern ein halbes Jahr alt. Einige Zeugnisse lassen vermuten, dass sich die Frauen in anderen Umrissen an vergangene Zeit erinnerten als die Männer. So geben z.B. einige Frauen exakte Zahlen von Jahren, wenn es um den Tod eines Gemeindemitglieds geht, ihre Männer hingegen nur ungefähre Zeiträume an. Gleichgültig ob die Erinnerungen nun genau oder ungefähr datiert wurden, die Dorfbewohner ordnen sie meist nicht in die Weltgeschichte ein. Ereignisse werden also nicht nach Christi Geburt datiert, sondern nach ihrer Entfernung von der erlebten Gegenwart aus, eine Vorgangsweise, die sich auch bei vielen mittelalterlichen Geschichtsschreibern, wie z.B. bei Gregor von Tour, findet. Deshalb findet man im Allgemeinen in Texten der damaligen Zeit auch meist keine konkreten Jahreszahlenangaben. Die Weltgeschichte war den Bewohnern von Montaillou kaum gegenwärtig. Ihre historische Erinnerung begnügte sich mit der Zeit des verstorbenen Grafen von Foix, reichte also nur eine Generation zurück. Die Leute von Montaillou hatten kein Geschichtsbewusstsein im modernen Sinn, sie „lebten sozusagen auf einer Insel in der Zeit, einer Insel, in deren Gesichtskreis wie das Zukünftige auch das Vergangene nicht lag“ (Ladurie, 1980, S 340). Dass die Menschen aus Montaillou ihre Aufmerksamkeit auf das jeweils Nächstgelegene beschränkten, zeigt sich auch daran, dass die Zeugen des Bischofs Fournier „ihre Geschichte gewöhnlich einfach, so wie das Leben spielt, hintereinanderweg erzählten, ohne dabei in die Zukunft vorzugreifen, noch Besinnungen an Vergangenes einzuflechten“, wie Ladurie ausführt. (Ladurie, 1980, S 340).

8.2. Traismauer

Meine Heimatstadt Traismauer liegt an der ursprünglichen Mündung der Traisen in die Donau im Tullnerfeld, ca. 20km nördlich der niederösterreichischen Landeshauptstadt St. Pölten. Archäologische Funde beweisen, dass die Gegend seit der Jungsteinzeit durchgehend besiedelt war. Der 1957 zur Stadt erhobene Ort umfasst mehrere Katastralgemeinden und hat insgesamt 5.640 Einwohner (Statistik Austria, vom 5.7.2001). Die Stadt selbst ist eine Industriestadt, in den Katastralgemeinden sind dagegen Landwirtschaft und Weinbau vorrangige Erwerbszweige. Traismauer ist als Standort einer Volks-, Haupt- und Sonderschule Schulzentrum für seine nähere Umgebung. Verkehrsmäßig ist die Stadt gut erschlossen, sie liegt an der S33 und an der Franz-Josephs-Bahn. In Traismauer gibt es, wie in vielen ländlichen Kleinstädten, ein reges Vereinsleben, als Beispiele seien der örtliche Musikverein, der Kirchenchor, die Freiwillige Feuerwehr und der Sportverein mit seinen verschiedenen Sektionen angeführt. In den Bereichen Kultur und Freizeit wurde vor allem in den letzten Jahren vieles verbessert, das Angebot reicht von Theater- und Musikaufführungen bis hin zu diversen Sport-Events, unter denen sich besonders Fußball und Radfahren großer Beliebtheit erfreuen. In den Sommermonaten gibt es in Traismauer auch ein gewisses Maß an Fremdenverkehr.

8.2.1. *Raum in Traismauer*

Wie in allen anderen Orten unserer Zeit sind natürlich auch in Traismauer Normmaße in Gebrauch. Maßangaben erfolgen in Metern, usw., also in Zahlen. Daneben werden allerdings gewisse Körpermaße im Alltag schon auch noch verwendet, wie z.B. „eine fingerdicke Scheibe Wurst“ oder „ein armdicker Ast“. Bei Entfernungsangaben erfolgen die Angaben auch im Alltagsgebrauch immer in Kilometern. Ähnlich wie in Montailou werden bei Wegbeschreibungen keine Himmelsrichtungen angegeben, sondern es erfolgen Richtungsangaben wie „rechts“ oder „links“ bzw. die Nennung der Orte, die auf dem Weg liegen.

Im Unterschied zu den Menschen von Montailou ist für die Traismaurer ihr Heimatort nicht die Mitte der Welt. Für die Pendler ist dies eher ihr jeweiliger Arbeitsplatz. Die

meisten Einwohner unserer Stadt, mit Ausnahme weniger sehr alter Leute, sind motorisiert, damit mobil und kommen viel in der Gegend herum, so z.B. zum Einkaufen nach St. Pölten, Krems oder Tulln. Vor allem junge Menschen fahren am Wochenende weite Strecken, um in Discos etc. zu gelangen. Sonntagsausflüge mit dem Auto werden zwar gern unternommen, aber in wesentlich geringerem Ausmaß als z.B. von den Wienern, wahrscheinlich weil sehr viele die Woche über zur Arbeit auspendeln müssen und dann am Wochenende froh sind, nicht wegfahren zu müssen. Die Wochenenden werden daher von vielen im Ort verbracht, Sport und Gartenarbeit sind dabei die liebsten Beschäftigungen. Gelegentlich werden von den diversen Vereinen wie dem Seniorenbund oder der Jungschar Ausflugsfahrten für einzelne Gruppen organisiert. Daneben gibt es regelmäßige Fahrten des Musikvereins oder des Sportvereins zu einschlägigen Veranstaltungen. Auslandsreisen werden vor allem im Sommer auch von Traismauernern gern unternommen, bevorzugte Destinationen dabei sind die Adriastrände, die Türkei oder die Kanarischen Inseln. Gleich nach der Öffnung der Grenzen waren Fahrten nach Tschechien sehr beliebt, vor allem auch wegen der vermuteten günstigen Einkaufsmöglichkeiten, ein Trend, der aber mittlerweile wieder abgeflaut ist. Fahrten nach Ungarn werden aber immer noch gern unternommen, allerdings eher in die Thermen als zum Einkaufen. Unter Schülern, vor allem unter jenen, die höhere Schulen besuchen, erfreuen sich Sprachreisen nach Großbritannien einer gewissen Beliebtheit, allerdings in weit geringerem Ausmaß als dies z.B. bei Wiener Schülern der Fall sein dürfte. Berufsreisen führen so manchen ins Ausland, so z.B. bis nach Sibirien, und einige Traismaurer arbeiten und leben auch im Ausland, die meisten von ihnen in Deutschland, aber auch in China und Australien. Gastarbeiter, in Traismauer überwiegend türkischer Herkunft oder aus dem ehemaligen Jugoslawien stammend, fahren im Sommer regelmäßig in ihre Heimatländer. Kontakte zu Ausländern gibt es vor allem im Sommer auch, wenn Gäste aus anderen Ländern unseren Ort besuchen. Auf dem Radweg entlang der Donau trifft man beispielsweise jedes Jahr sehr viele Deutsche, mit denen man in den Wirtshäusern entlang der Strecke auch in Kontakt tritt oder die in Traismauer übernachten. Die in Traismauer ansässigen Industriebetriebe haben naturgemäß regelmäßige Kontakte mit dem näheren und weiteren Ausland, man kann sagen weltweit, wie z.B. die Firma Martin Miller oder die Firma MAPEI, die unter deutscher bzw. italienischer Leitung stehen. Andere

Möglichkeiten zu Kontakten mit Menschen im Ausland ergeben sich z.B. für Schüler, von denen viele Brieffreundschaften mit englischsprachigen Ländern pflegen. Internationale Kontakte via Internet sind vor allem bei Jugendlichen sehr beliebt, allerdings erst seit kurzem möglich, da Traismauer als einer der letzten Orte Österreichs entsprechende Telefonleitungen bekam. Viele Traismaurer haben außerdem regelmäßigen Kontakt mit vor allem in Deutschland lebenden Verwandten. Interessant erscheint in diesem Zusammenhang auch, dass es sehr gute Beziehungen unserer Stadt zum slowakischen Nitra gibt. Diese gründen sich auf eine Begebenheit im Mittelalter: Der Slawenfürst Pribina wurde 996 in unserem Ort getauft, und seither gilt Traismauer in der Slowakei als eine Art Wallfahrtsort, der alljährlich besucht wird.

Die Gemeinde Traismauer als politische Einheit ist jedem gegenwärtig, ebenso wie die Zugehörigkeit zum Bezirk St. Pölten Land, zum Bundesland Niederösterreich bzw. zur Republik Österreich. Man ist jedoch mehr stolz darauf, Österreicher zu sein als Niederösterreicher. Nicht so sehr im Bewusstsein der Menschen verankert ist die Zugehörigkeit unserer Gemeinde zum Gerichtsbezirk Herzogenburg. Obwohl man die Leute aus Traismauer gelegentlich über die Europäische Union schimpfen hört, vor allem weil angeblich seit der Einführung des EURO „alles so schrecklich teuer geworden“ sei, so ist man im Allgemeinen doch froh, ihr anzugehören. Als die EU nach der letzten Nationalratswahl allerdings die bekannten Sanktionen über Österreich verhängte, war man in Traismauer ziemlich schockiert darüber und konnte die Sinnhaftigkeit dieser Maßnahme vielfach nicht verstehen. Das bewirkte damals auch einen großen Zulauf zur FPÖ, vor allem von Seiten der Sozialisten. Mittlerweile scheint man sich davon aber mehrheitlich bereits wieder abgekehrt zu haben. Der EURO wird in Traismauer, wie bereits erwähnt, überwiegend akzeptiert und scheint im Denken der Menschen den Schilling schon ziemlich abgelöst zu haben. Die Durchmischung der verschiedenen europäischen Prägungen hat in geringem Ausmaß auch in Traismauer schon stattgefunden, man findet vor allem Münzen aus Deutschland in den Geschäften. Einige Leute sammeln diese unterschiedlichen Prägungen sogar, was auf eine positive Einstellung zu Europa schließen lassen dürfte.

Enge Verbindungen gibt es zwischen Traismauer und seinen Katastralgemeinden, vor allem zu Stollhofen und Gemeinlebarn, obwohl diese schon sehr auf ihre Eigenständigkeit pochen und Traismauer oft eine etwas zu vereinnehmende Haltung vorwerfen. Weiters gibt es enge Beziehungen zu St. Pölten (Landeshauptstadt, Schulstadt), zu Krems (hier vor allem wegen der Schulen), nach Tulln (hierher bestehen im Vergleich zu den vorher genannten die lockersten Beziehungen) und nach Wien (Studium, Arbeit). Als langjähriger Bewohner von Traismauer kann man ein interessantes Phänomen beobachten, das für unsere Stadt typisch erscheint: Vor allem in jungen Jahren wollen viele unbedingt aus Traismauer weg und ziehen in der Folge auch tatsächlich fort. Sehr viele aber kommen in späteren Jahren wieder, bauen sich hier Häuser, um hier zu leben, aber auswärts (vor allem in Wien) zu arbeiten. Das könnte damit zusammenhängen, dass Traismauer aufgrund fehlender Infrastruktur bzw. eines gewissen Mangels an sogenannter „Action“ gerade für junge Menschen nicht besonders attraktiv erscheint.

In Traismauer hat man Bekanntschaft mit „Ausländern“, aber man pflegt im Allgemeinen vor allem mit Gastarbeitern keine freundschaftlichen Kontakte. Mitbürger aus Ex-Jugoslawien scheinen mehr akzeptiert zu werden als Türken, von denen viele in einer Art Ghetto in der ehemaligen Seidenfabrik wohnen. Selbst dort, wo sie z.B. Mieter in Genossenschaftswohnungen sind, werden sie von der ansässigen Bevölkerung aber eher gemieden. Vielfach wird zwischen „guten“ und „schlechten“ Ausländern unterschieden: Alles, was aus dem Westen kommt, gilt als akzeptabel, alles aus dem Osten dagegen eher nicht. Von den sogenannten „Ostländern“ wiederum akzeptiert man Slowenien, Ungarn, eventuell auch noch Tschechien, weniger Ex-Jugoslawien, Polen und Russland dagegen erscheinen den Traismauernern mehr als suspekt.

Da Ladurie in seinem Buch über Montailou auch über einen eigentümlichen Dialekt der Dorfbewohner berichtet, soll ein ähnliches Phänomen, das sich in Traismauer beobachten lässt, hier nicht unerwähnt bleiben. Es gibt in unserem Ort eine ganze Reihe von Wörtern, die außerhalb eines gewissen Umkreises nicht verstanden werden, wie z.B. androitern (= mit seltsamen Gewändern bekleiden), abmehren (= sekkieren) oder herumschechen (= wild durch die Gegend laufen). Meist wird in

Umgangssprache oder Dialekt gesprochen, auch gegenüber Behörden wie z.B. auf der Gemeinde. Ältere Leute und Bauern verwenden dabei oft eine ältere Sprachstufe: Sie sagen z.B. „Muatta“ (= Mutter) oder „Oa“ (= Eier), wo Jüngere und Angehörige anderer Berufsgruppen die Wörter „Mutta“ oder „Eia“ verwenden. Ganz junge Einwohner, vor allem jene, die höhere Schulen besuchen, dagegen sprechen oft Hochsprache. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass in Volks- und Hauptschule von manchen Lehrern sogar im Unterricht eine ziemlich dialektal gefärbte Umgangssprache verwendet wird. Hauptschüler sprechen untereinander fast ausschließlich Dialekt, Volksschüler dagegen vielfach Hochsprache. Unterschiede gibt es aber auch zwischen den Mundarten von Traismauer und seinen Katastralgemeinden. In Traismauer selbst werden weit mehr sogenannte „Wiener Neuerungen“ (langes a statt Diphthong, z.B. „haaß“ statt „hoaß“ für „heiß“) als in den umliegenden Dörfern verwendet, und es lässt sich feststellen, dass Menschen, deren Sprache durch diese Wiener Neuerungen gekennzeichnet ist, sich als „etwas Besseres“ bzw. „gescheiter“ fühlen.

8.2.1. *Zeit in Traismauer*

Für die Tagesstrukturierung der Traismaurer Bevölkerung spielen vor allem Zug und Bus eine wichtige Rolle, denn viele Bewohner des Ortes pendeln zur Arbeit nach Krems, Tulln, St. Pölten, vor allem aber nach Wien. In Abhängigkeit von den Fahrplänen beginnt das Leben in unserer Stadt relativ früh, da viele schon den ersten Zug um 5 Uhr morgens nehmen müssen, um rechtzeitig an ihre Arbeitsplätze zu gelangen. Tagsüber ist das Stadtzentrum ziemlich belebt, nach 18 Uhr jedoch, dem Zeitpunkt, zu dem die meisten Geschäfte schließen, herrscht nur mehr wenig Betrieb. Abgesehen von den Ballveranstaltungen im Fasching, wöchentlichen Festen an den Wochenenden im Sommer und diversen anderen Veranstaltungen während des Jahres gibt es in Traismauer so gut wie kein Nachtleben. Nachdem um 20 Uhr die letzten öffentlichen Verkehrsmittel die Stadt erreicht haben, ist das Zentrum meist menschenleer. Auch das Fernsehen beeinflusst die Tagesstruktur der Traismaurer sehr wesentlich, ab spätestens ca. 19 Uhr pflegen die meisten vor ihren Geräten zu sitzen.

In der Stadt aber auch in den umliegenden Dörfern sind die Kirchenglocken für die Einteilung des Tages noch immer von einer gewissen Bedeutung. Die Kirchenglocke schlägt alle Viertelstunden, was jedoch eher nicht beachtet wird. Das Gebetsläuten um 12 Uhr hingegen ist für viele Geschäfte im Stadtzentrum ein wichtiges Signal. Die Werksirenen der einzelnen Fabriken haben für den Großteil der Bevölkerung dagegen nur untergeordnete Bedeutung. Wesentlich mehr Beachtung findet der wöchentliche Probealarm der Feuerwehrsirene.

Was die Jahresstrukturierung betrifft, so orientiert man sich in Traismauer noch weitgehend am Kirchenjahr, wobei allerdings nicht mehr alle Feiertage gekannt werden. Von einigen kirchlichen Feiertagen weiß man nur, dass man an diesen frei hat, vielen ist jedoch der Sinn des Festes nicht mehr bewusst, so z.B. zu Christi oder Mariä Himmelfahrt. Fronleichnam ist den Traismauern noch eher geläufig, vor allem aber wohl deshalb, weil die alljährliche Prozession ihre Spuren in der Stadt hinterlässt. Die wichtigsten Kirchenfeste für die Leute in Traismauer sind Weihnachten und Ostern. Zu diesen Festen ist es, im Unterschied zu den Sonntagen, auch noch üblich, die Messe zu besuchen, und in der Zeit vor und nach diesen Kirchenfesten wird auch noch altes Brauchtum, wie Sternsingen und Ratschen, gepflegt. Zu Allerheiligen ist es üblich, die Gräber verstorbener Familienangehöriger zu besuchen. In den letzten Jahren lässt sich hier aber auch ein neuer, aus dem angelsächsischen Bereich kommender Trend beobachten: Es wird immer üblicher, Halloween zu feiern. Unter den Heiligenfesten spielt der Nikolaustag eine große Rolle, wobei der Heilige selbst allerdings von nur untergeordneter Bedeutung ist. Alljährlich findet am 6. Dezember der Nikolo-Markt, ein typischer Jahrmarkt, statt, der vor allem auch von den Bewohnern der umliegenden Dörfer sehr zahlreich besucht wird. Einen zweiten Jahrmarkt gibt es in Traismauer in der Woche nach dem Sonntag Cantate. Der kirchliche Zusammenhang ist den Menschen hier jedoch überhaupt nicht mehr bewusst, sie wissen auch nicht mehr, woher der Markt seinen Namen hat. Von den kirchlichen Festen ist noch der Aschermittwoch präsent, aber auch hier herrscht der weltliche Bezug bereits vor, denn für die meisten ist das einfach der Tag, an dem die Ballsaison zu Ende geht. Vor allem älteren Menschen und unter diesen wiederum den Frauen ist das Fest des heiligen Blasius noch geläufig; es ist an diesem Tag auch heute noch üblich, in der Kirche den Blasiussegen gegen Halskrankheiten zu

empfangen. Da Traismauer eine sogenannte „rote Gemeinde“ ist, stellt der alljährliche Fackelzug am 1. Mai für viele ein wichtiges Ereignis dar.

Für die Jahresstrukturierung spielt neben der Orientierung am Kirchenjahr aber auch die Orientierung am Schuljahr eine große Rolle, zumal es in unserer Stadt eine Volks- und eine Hauptschule gibt, in den Katastralgemeinden jedoch nicht mehr. In der Ferienzeit, im Sommer mehr als im Winter, halten sich deutlich weniger Menschen in der Stadt auf als während des Schuljahres. Die Semesterferien dagegen fallen weniger auf. Durchschnittlich nimmt jeder Traismaurer zwei Wochen Sommerurlaub, der oft am Meer verbracht wird, und eine Woche Winterurlaub zum Schifahren. Freie Tage unter dem Jahr werden vor allem zur Zeit der Weinlese in Anspruch genommen. Da viele Traismaurer zumindest Nebenerwerbsbauern (in erster Linie wird Weinbau betrieben) sind, ist auch die Orientierung an der Landwirtschaft für die Jahresstrukturierung nicht unbedeutend. Nicht nur für die Landwirtschaft erscheint die Einteilung des Jahres in Sommer- und Winterhalbjahr von Belang, sondern auch für die Bauwirtschaft. Im Winter herrscht in unserer Stadt größere Arbeitslosigkeit aufgrund der für Bautätigkeiten ungeeigneten Witterungsverhältnisse.

Selbstverständlich dominiert in Traismauer wie allerorts im 20. Jahrhundert üblich die moderne Zeit der exakten Daten. Dennoch lassen sich vor allem im privaten Alltag oft auch ungenaue Zeitangaben wie „vor ein paar Jahren“ und dergleichen beobachten. Oft tauchen in solchen Angaben auch Verknüpfungen mit bestimmten vergangenen Ereignissen auf, wie „als das große Hochwasser war“, „zur Zeit des Bürgermeisters N.N.“ (auf örtliche Ereignisse bezogen) oder „in der Zeit nach dem Krieg“ (auf ein internationales bzw. weltgeschichtliches Ereignis bezogen). Erinnerungen werden von der erlebten Gegenwart aus datiert, aber auch in die Weltgeschichte eingeordnet. Dies ist eine Folge der im Vergleich zum Mittelalter gestiegenen Allgemeinbildung bzw. des Einflusses der heute allgegenwärtigen Medien. Darauf zurückzuführen ist es auch, dass die Weltgeschichte, und hier vor allem auch die Zeitgeschichte, den Menschen präsent ist. Kenntnisse über die Urgeschichte und die Römerzeit sind weit verbreitet, was gewiss damit zusammenhängt, dass gerade aus diesen Epochen in unserem Ort sehr oft archäologische Funde gemacht werden. Ziemlich genaue Vorstellungen haben die

Leute auch über das Frühmittelalter, was mit entsprechenden Funden in der Traismaurer Unterkirche (Grab des Grenzgrafen Cadaloc aus dem 8. Jahrhundert) zusammenhängen dürfte. Während über den weiteren Geschichtsverlauf doch bei den meisten große Unklarheit herrscht, so erscheint die Zeit rund um den Zweiten Weltkrieg, vor allem wenn man sich Unterhaltungen an Stammtischen und beim Heurigen anhört, noch sehr präsent. Die Traismaurer Stadtgeschichte erfreut sich ebenso großer Beliebtheit, dementsprechend gern werden Ausstellungen des Heimatmuseums besucht oder einschlägige Bücher gelesen. Die meisten Traismaurer sind aber auch recht gut über die Europäische Union informiert. Die Umstellung auf den EURO bereitete vor allem den jungen Menschen offensichtlich keinerlei Probleme, die Traismaurer waren nahezu begeistert von der neuen Währung, was auch Rückschlüsse auf ihre Raumvorstellungen zulässt. Man kann sagen, dass die Menschen aus Traismauer ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein haben, was aber auch stark vom Bildungsstand abhängig sein dürfte. Auskünften der Stadtbücherei zufolge werden Sachbücher über Geschichte gerne ausgeborgt, vorwiegend an Männer und Frauen in mittlerem Alter. Jüngere und Kinder scheinen sich heutzutage weit weniger für Geschichte zu interessieren als noch vor ca. 20 Jahren, eine Beobachtung, die ich aus meinen eigenen Erfahrungen im Unterricht bestätigen kann.

9. Abschließende Überlegungen zu Raum und Zeit

Das Konzept eines dreidimensionalen physikalischen Raumes ist das Ergebnis eines langen Umwandlungsprozesses von Denkformen. Die Idee eines allgemeinen Mess-Raumes, eines absoluten und leeren Raumes entstand erst im 17. Jahrhundert. Diese Selbstverständlichkeiten unseres Denkens waren im Mittelalter kollektiv nicht verfügbar. Raum war, Aristoteles folgend, „angefüllter Raum“: Der Raum eines Körpers ist die innerste Grenze des ihn umfassenden Körpers. Raum war nicht homogen und isotrop. Es gab z.B. keinen Maßstab, der von der Erde bis zu den Sternen reicht. Den Kosmos dachte man sich als System von Sphären: kugelförmige Bereiche, die sich wie Zwiebelhäute um die Erde legten. In einem Sphären-Konzept sind räumliche Distanzen belanglos. Jede Sphäre ist von jeder anderen Sphäre qualitativ unterschieden. Die messbaren Aspekte der Welt waren keine globalen,

allgemeinen, wesenhaften Aspekte der Welt. Sie gelten nur für begrenzte Ausschnitte der Welt, aber nicht für die Welt insgesamt.

Die Raumlosigkeit korrespondiert auch mit der Symbolhaftigkeit der Welt, symbolisches Denken ist raumloses Denken. Räumliche Distanzen in unserem Sinn existieren nicht, sie werden durch symbolhafte Bezüge überbrückt. Diese Idee von der Raumlosigkeit des Mittelalters wird durch viele Befunde gestützt. So z.B. wurden bis ins 13. Jahrhundert Landkarten als spirituelle Landkarten gezeichnet. Geographische Kenntnisse mischen sich mit religiösen Inhalten. Tatsächliche geographische Kenntnisse werden uminterpretiert, wenn sie im Widerspruch zur christlichen Geographie stehen. Ein weiteres Indiz für die Raumlosigkeit des Mittelalters zeigt sich in der Malerei. Bis zum ca. 6. Jahrhundert wird die antike Perspektive aufgelöst und macht einer raumlosen Darstellung Platz. Auf keinem Bild bis zum Ende des 13. Jahrhunderts ist der Raum richtig, d.h. nach perspektivischen Regeln dargestellt. Figuren und Raum fließen ineinander über. Viele Kunsthistoriker sehen in den gotischen Kathedralen ab der Mitte des 12. Jahrhunderts, die von ihrem Bauprinzip her bekanntlich Netzwerk-Konstruktionen sind, Manifestationen eines neuen Raumgedankens. Ein Architekt, der eine gotische Kirche entwirft, muss den Kirchenraum als rationale Einheit denken. Dazu benötigt er die Vorstellung von einem dreidimensionalen Ganzen. Seit Giotto (14. Jahrhundert) findet sich der Gedanke einer geometrischen Konstruktion des Raumes auch in der Malerei. Der Boden wird als horizontale Fläche gemalt, die sich in die Tiefe erstreckt. Personen stehen auf diesem Boden und nicht wie in mittelalterlichen Bildern im „Himmel“ oder auf einer Bildleiste am Rand des Bildes. Jede Person nimmt einen eindeutigen räumlichen Ort ein, die Figuren heben sich räumlich vom Hintergrund ab, sie lösen sich aus der flächenhaften Verbindung und treten aus dem Raum hervor. Jede Person besitzt individuelle Gesichtszüge. Damit malt Giotto neuzeitliche Individuen. Vom 14. Jahrhundert an werden die Bilder immer realistischer, d.h. räumlicher. Im 15. Jahrhundert wird das Prinzip der Zentralperspektive entdeckt und im 16. Jahrhundert hat sich die Idee des Raumes als verbindliche Denkform in vielen Bereichen endgültig durchgesetzt.

Um die Raumidee gruppieren sich viele epochale Neuheiten der beginnenden Neuzeit, wie die Entdeckung des Raumes des Kosmos (z.B. durch Kopernikus, Kepler und Galilei), die Entdeckung der geographischen Welt (z.B. durch Columbus), die Entdeckung des Körperraumes (z.B. des Blutkreislaufs durch Harvey) und des Geldkreislaufs in der Wirtschaft. Auch der neuzeitliche Staat ist ein Produkt der Mentalität des Raumes: Er ist ein Territorialstaat und definiert sein Herrschaftsgebiet als Raumgebiet mit exakten Grenzen.

Im Mittelalter gab es keine Territorialstaaten im heutigen Sinn. Staaten wurden durch Zentren definiert, deren Herrschaftsgebiet nicht exakt räumlich lokalisiert war. Die Grenzen waren durchlässig und unklar. In mittelalterlichen politischen Landschaften überlagern einander viele Herrschaftsbereiche. Es gibt viele lokale rechtliche Teilsysteme, die sich stark voneinander unterscheiden. Sie sind relativ eigenständig und wenig in umfassende politische und gesellschaftliche Einheiten integriert. In vielen mittelalterlichen Dörfern gibt es gleichzeitig mehrere Lehensherren. Ein mittelalterliches Dorf ist kein politisch-räumliches Gebilde im neuzeitlichen Sinn mit einheitlichen Institutionen, Rechtsordnungen und Sanktionssystemen.

Unter der Herrschaft der Mentalität des Raumes wird der politische Raum in einem Jahrhunderte langen Prozess durch eine politische Raum-Welt ersetzt. Nach und nach wird die Vielzahl lokaler und begrenzter Rechts- und Herrschaftssysteme durch ein einheitliches Rechts- und Herrschaftssystem verdrängt. Die vielen lokalen Machtinhaber verlieren ihre Macht an eine übergeordnete Instanz, den Territorialstaat, dessen Erscheinungsform der absolutistische Staat ist, an dessen Spitze ein König oder Fürst steht, der direkt Herrschaft über seine Untertanen ausübt. Der Herrschaftsanspruch des absolutistischen Souveräns setzt sich in einem langen Kampf gegen die feudalen ständischen Einzelinteressen durch. In diesem Prozess ändert sich aber auch die Gesellschaftsstruktur zur Gänze. Die Homogenisierungsidee des Raumes lässt eine neue Art von Macht entstehen. Von den neuen Machtzentren, den Fürstenhöfen, aus wird versucht, den neuen Herrschaftsraum einheitlichen Regelungen zu unterwerfen. Die Entstehung und Entwicklung des modernen Staates ist identisch mit der Erlangung und Behauptung des Gewaltmonopols, mit der Zentralisation der finanziellen Mittel und der

Administration sowie mit der Konzentration der militärischen Macht in der Hand des Fürsten. In diesem Prozess wird das beherrschte Land immer mehr als Raum gedacht, bis schließlich ein Konsens darüber besteht, dass der Staat ein Raum ist. Die mittelalterlichen „Patchwork“-Systeme weichen einem einheitlichen politischen System. Ein neues einheitliches soziales Koordinatensystem spannt sich über das Land. Im Übergang vom mittelalterlichen zu modernen politischen Systemen wird die politische Landschaft homogenisiert. Der Trend geht zu einer einheitlichen Rechtsordnung, einem einheitlichen Steuersystem, einem einheitlichen Geldsystem, einem einheitlichen Ausbildungssystem, einem einheitlichen Messsystem, usw. Der Staat wird zum Raum in einem geographischen, einem politischen und einem sozialen Sinn. Er bekommt klare Grenzen nach außen und formt in seinem Inneren einen einheitlichen politischen Raum, gestaltet nach einheitlichen sozialen Koordinaten.

Auch das Konzept der abstrakten linearen Zeit kann als historische Mentalität verstanden werden. Im Mittelalter gab es unterschiedliche Konzepte von Zeit. Die beiden wichtigsten waren das antike Konzept von kreisförmiger Zeit und das christliche Konzept einer linearen Heilszeit. Für den Alltag dürfte das Kreiskonzept am bedeutsamsten gewesen sein. Im Mittelalter waren die Menschen eng in biologische Rhythmen und in Rhythmen der Natur eingebunden. Der Rhythmus der Sonne regulierte das Leben, vor allem am Lande. Zeit war im Mittelalter ein kompliziertes Gebilde mit vielen zeitlichen und regionalen Besonderheiten. In gewisser Weise war die mittelalterliche Zeit komplexer und vielschichtiger als unsere lineare Zeit. Im Mittelalter gibt es nicht die eine allgemein verbindliche Zeit, sondern ein Gemenge unterschiedlicher Arten von Zeit. Von besonderer Bedeutung war auch die Vorstellung von gerichteter Heilszeit: eine Abfolge von Äonen von der Erschaffung der Welt, zum Sündenfall, zum Erscheinen Christi bis zum Jüngsten Gericht. Die gerichtete Zeit war auch die offizielle Zeit der Kirche. Die Kirche führte den Kalender und zählte die Jahre nach Christus. Den einfachen Menschen war im Mittelalter die aktuelle Jahreszahl weitgehend unbekannt, sie lebten in einer „profanen Zeit“ ohne Kenntnis der aktuellen „göttlichen Zeit“. Die Kirche achtete darauf, die zyklischen profanen Zeiten mit vielen christlichen Bezügen zu versehen. Das Jahr wurde zu einem Zyklus von Feier- und Heiligtagen, zu einem periodischen Ablauf von Zeiten,

die mit christlichen Mythen durchsetzt waren. Der Durchschnittsmensch des Mittelalters hatte kaum ein Bewusstsein der linear gemessenen Zeit. Er kannte weder das Jahr anno domini, noch sein aktuelles Lebensalter noch die Tageszeit, die gerade war.

In der mittelalterlichen Vorstellung zerfiel Zeit ähnlich wie Raum in eine Vielzahl heterogener Bereiche. Zeit wurde nicht als Kontinuum von homogener Zeit begriffen. Zeit bestand aus einer Unzahl von Zeiten, die sich qualitativ unterschieden. Zeit war segmentierte Zeit, sie bestand aus einzelnen Zeitspannen mit abrupten Wechseln und diskontinuierlichen Übergängen. Ein Beispiel ist der Begriff Tag, der im Mittelalter nur die Wach-Zeit, den Licht-Tag und nicht wie heute 24 Stunden umfasste. Tag und Nacht sind qualitativ unterschiedliche Zeiten: Der Tag ist eine heilige Zeit, die Zeit Gottes; die Nacht ist eine unheilige Zeit, die Zeit des Teufels, des Schreckens und der Gefahr. Im Erleben des Menschen zerfielen unsere 24 Stunden damit in zwei getrennte Welten: in die Wach-Welt und in die Schlaf-Welt, ohne begriffliche Verbindung und ohne ein gemeinsames Ganzes. Aber auch die helle Zeit des Licht-Tages zerfällt im mittelalterlichen Denken in getrennte Abschnitte, in qualitativ unterschiedliche Zeiten. Es gibt Zeiten der Gnade, Zeiten der Sünde, Zeiten der Erlösung, usw. Für viele Tätigkeiten gibt es eine gute Zeit und eine schlechte Zeit. So sind z.B. Mittwoch und Freitag Unglückstage, an denen einem alles zum Schlechten gerät. Der Donnerstag ist der Ruhe-, Fest-, Fron- und Fleischtage und ein wichtiger Tag für Gegenzauber. Kinder, die an diesem Tag geboren werden, können Geister sehen. Der Sonntag wiederum ist der Glückstag, an ihm sollen Hochzeiten und Taufen stattfinden.

Zeit ist eine Abfolge verschiedener Zeiten, kein unaufhörlich fließender Zeitstrom. In den Epen des 13. Jahrhunderts scheint nur die Zeit zu existieren, die gerade geschildert wird, zwischen den einzelnen Episoden gibt es gleichsam keine Zeit. Deshalb entwickeln sich die Helden zwischen diesen Episoden auch nicht weiter.

Das mittelalterliche Zeit-Konzept ist mit seinem Raum-Konzept eng verbunden. Zeit nimmt im mittelalterlichen Denken Aspekte des Raumes an. Mittelalterliche Zeit ist symbolhafte, werthafte und intentionale Zeit. Zeit ist göttliche Zeit, kein weltliches

Ding und daher auch keine Handelsware. Das Zeitdenken der Kaufleute gilt als anrüchig. Zeit ist nicht Geld, sondern Leben, d.h. erlebte und erfahrene Zeit. Sie steht unmittelbar in Beziehung zu dem, der sie denkt. In geschichtlichen Darstellungen wird in den Kategorien der Dauer von Herrschaft einer Person gedacht, nicht in Jahreszahlen unserer Rechnung. Zeit existiert nicht außerhalb und neben den Menschen. Zeit ohne Erlebnisse ist nicht-existente Zeit und damit undenkbar. Zeitvorstellungen und Zeitempfinden sind nicht notwendig an Zahlen gebunden.

Mittelalterliche Menschen lebten ein „zeitloses“ Leben. Die kulturelle Aufmerksamkeit war nicht auf den Fluss der Zeit gerichtet, so gibt es z.B. im Rolandslied keine Stelle, in der Bezug auf die Zeit genommen wird. Die wesentliche Eigenschaft der Welt war ihre Vergänglichkeit gegenüber Gott und nicht der sichtbare Wandel, der sich in der Welt vollzog. Je weiter zurück ein Ereignis liegt, desto unbestimmter wird die Zeitangabe. Man kann diese Ereignisse zeitlich nicht mehr denken, also ordnet man ihnen auch keinen exakten Zeitbezug zu. Daher fehlt auch jede Vorstellung von Geschichte in der Bedeutung von langen Zeiträumen. In Geschichten und Erzählungen werden Ereignisse aus verschiedenen Zeitperioden miteinander direkt in Bezug gesetzt, wie viel Zeit dazwischen verstrichen ist, ist belanglos.

Die Wurzeln des neuzeitlichen Zeitempfindens liegen wahrscheinlich in den frühchristlichen Mönchsorden. Hier wurde der Tagesablauf zeitlich exakt gegliedert und Pünktlichkeit als neue Tugend etabliert. Zeit zu messen und nach Zeit zu leben galt im Mittelalter als etwas Besonderes und Höheres, zu dem der ungebildete Durchschnittsmensch keinen Zugang hatte. Die eigentliche Entstehung der linearen Zeit ist mit der Erfindung der Räderuhr um 1300 verbunden, die es ermöglichte, lineare Zeit exakt zu messen. Mit der Erfindung des Schlagwerks trat die mechanische, stundenschlagende Uhr ins Bewusstsein der Menschen. Von den Städten aus eroberten die öffentlichen Uhren nach und nach auch die Dörfer. Glocken waren im Mittelalter Zeichen und Signalgeber von Herrschaft, denn sie unterstanden einer kirchlichen oder städtischen Autorität. Die stundenschlagenden Uhren auf Kirch- und Stadttürmen schlugen 24 gleich lange Stunden (Äquinoktialstunden), unabhängig von der Jahreszeit. Sie brachten einen Wandel des

Zeitbewusstseins mit sich. Die Menschen lernten durch sie, auf auditive Weise die Stunden als gleich lang zu denken bzw. sie sich als gleich lange Strecken vorzustellen. Dabei musste eine Vielzahl von Abstraktionsschritten erlernt werden: Es musste von Rhythmen der Natur (z.B. Sonnenaufgang, Stand der Sonne), von Rhythmen des sozialen Lebens (z.B. unterschiedliche Längen von Messen, Versammlungen, Produktionsvorgängen) oder von anderen Zeitsignalen (z.B. unregelmäßiges Läuten anderer Glocken) abstrahiert werden.

Die lineare Zeit wurde kollektiv als soziale Regulierungsidee erfunden. Sie trat zuerst in Form von sozialer Zeit auf: Kirchliche und städtische Autoritäten regelten durch Glockensignale gesellschaftliche Abläufe, die ihnen wichtig waren. „Der Uhren-Gang der Dinge kommt von oben, von den Türmen über den Köpfen der Menschen, von Personen einer oberen Gesellschaftsschicht, und geht von da nach unten, zu den einfachen Leuten, auf die Dörfer und das feie Land hinaus, - und schließlich nach innen. Die neue Zeit wird verinnerlicht, eine innere Uhr beginnt zu ticken.“ (Ötsch, 1998). Öffentliche Uhren mit Zifferblättern bieten eine optische Zeitangabe. Die Zeit kann somit zu jedem Zeitpunkt „gesehen“ werden, so entwickelt sich allmählich auch eine visuelle innere Zeitvorstellung. Der Aufbau des modernen Zeitgefühls war allerdings ein Jahrhunderte langer Prozess und es dauerte lange, bis Uhren allgemein verfügbar waren und der ständige Blick auf die Uhr zur Selbstverständlichkeit wurde.

Ein anderer Aspekt der modernen Zeit-Mentalität ist mit dem Wissen der aktuellen Jahreszahl verbunden, das durch Kalender mit Jahresangaben gefördert wurde, deren Verbreitung nach der Erfindung des Buchdrucks erfolgte. Kalender und sichtbare Uhren schärften ein visuelles Zeitbewusstsein: die Uhren für die kurzfristige, die Kalender für die langfristige Zeit. Zeitliche Proportionen wurden immer exakter erfasst und für wichtig erachtet. Im 17. Jahrhundert kam dann schließlich die Idee auf, die lineare Zeit könne für Realität insgesamt, für physikalische Zeit gelten. Im neuen mechanistischen Weltbild wurde die lineare Zeit zur ontologischen Zeit, die tatsächlich existiert und die für alle Phänomene in der Welt Geltung hat. Erst mit dieser Idee wurde die lineare Zeit zur kollektiven Mentalität.

Literatur:

- Bandmann, G. (1985): *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*. 8. Auflage. Berlin: Mann
- Baumgartner, H.M. (Hrsg.)(1994): *Zeitbegriffe und Zeiterfahrung*. München: Alber.
- Böhme, G. (1974): *Zeit und Zahl*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Bollnow, O. F. (1963) *Mensch und Raum*. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.
- Borst, A. (1999): *Computus*. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas. Erweiterte Auflage. München: dtv.
- Borst, O. (1983): *Alltagsleben im Mittelalter*. Frankfurt: Insel Verlag
- Burckhardt, M. (1994): *Metamorphosen von Raum und Zeit*. Eine Geschichte der Wahrnehmung. Frankfurt / New York: Campus Verlag.
- Dinzelbacher, P. (Hrsg.)(1993): *Europäische Mentalitätsgeschichte*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Dux, G. (1989): *Die Zeit in der Geschichte*. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Gurjewitsch, A.J. (1994): *Das Individuum im europäischen Mittelalter*. München: Beck.
- Gurjewitsch, A.J. (1997): *Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen*. 5. Auflage. München: Beck.
- Jahn, B. (1993): *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ladurie, E.L. (1980): *Montaillou*. Ein Dorf vor dem Inquisitor. Berlin: Ullstein.
- Seblatnig, H. (Hrsg.) (1991): *außen räume innen räume*. Der Wandel des Raumbegriffs im Zeitalter der elektronischen Medien. Wien: WUV

Internet-Quellen:

- Joachim, S. (o.J.): *Verräumlichung der Zeit – Verzeitlichung des Raums*. URL: <http://swo.de/SabineJoachim/sonic3.html> [Zugriff: 23.11.2001]
- Koubek, J. (o.J.): *Soziokulturelle Konstruktion virtueller Lernräume*. URL: <http://waste.informatik.hu-berlin.de/forschung/oz/theorie/raum.html> [Zugriff: 23.11.2001]
- Neuber, W. (1998): *Die Mauern, die Wendeltreppe, der Dom und der Überblick*. Raumwahrnehmung und stadtbürgerliche Identitätskonstruktion bei Isidor von Sevilla, Leon Battista Alberti und Wolfgang Schmeltzl. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit, Band 2, Heft 1/2. URL: http://www.klostermann.de/zeitsch/zspr_021.htm [Zugriff: 10.3.2002]
- Oesterle, O. (o.J.): *Raum und Zeit im Rahmen des ganzheitlichen Paradigma*. URL: <http://people.freenet.de/oesterle/Otto08.htm> [Zugriff: 23.11.2001]
- Ötsch, W. (1998): *Die Geschichte und die Zukunft von Grundkategorien des ökonomischen Denkens: Raum, Zeit, Objekt und Ich*. URL: <http://www.economics.uni-linz.ac.at/woe/aufs/grdl/1.htm#1> [Zugriff: 29.10.2001]

- Peters, A. (1982): *Raum und Zeit*. Ihre paritätische Darstellung als unabdingbare Prämisse eines wissenschaftlichen Weltbildes. Klagenfurt: Universitätsverlag Carinthia. URL: <http://www.helihey.de/Maps/Lect01.html> [Zugriff: 23.11.2001]
- Wahrnehmung von Raum und Zeit*. URL: <http://www2.rz.hu-berlin.de/visuelle/dorit/raumzeit.htm> [Zugriff: 23.11.2001]
- Walentowski, R. (o.J.): *Von der Zeit im Mittelalter*. URL: <http://www.walentowski.de/ruedi/index.html> [Zugriff: 29.10.2001]